

BERNHARD J. HARDER

ALEXANDERTAL

Die Geschichte
der letzten deutschen Stammsiedlung in Rußland

BX
8119
.R8
H37

MHC

B E R N H A R D J . H A R D E R

ALEXANDERTAL

Die Geschichte
der letzten deutschen Stammsiedlung in Rußland

CANADIAN MENNONITE UNIVERSITY
LIBRARY
500 SHAFTESBURY BLVD.
WINNIPEG, MANITOBA
CANADA R3P 2N2

Als Manuskript gedruckt
Copyright by B. J. Harder,
Hanau a. M., Wichernstr. 22

Vorwort

Bei der Niederschrift der nachstehenden Arbeit schien es bei der nicht allgemein bekannten Geschichte des Mennonitentums unerlässlich, in Kürze auf seine Voraussetzungen einzugehen. Damit erhält die Geschichte Alexandertals den notwendigen Hintergrund; ohne diese Vorausgebungen, die diese Kolonie geprägt haben, bliebe sicher vieles unerklärbar.

An sachlichem und dokumentarischem Material fehlte so gut wie alles; die Siedlung selbst gehört längst der Geschichte an, und so mußte wesentlich aus eigenen Erfahrungen und Erinnerungen geschöpft werden. Schon darum kann hier kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden.

Der Verfasser darf als letzter Zeuge dieser späten deutschen Original-Siedlung im Osten des europäischen Rußlands gelten. Soweit er nicht aus Eigenem berichtet, greift er auf Erzählungen und Darstellungen der ältesten Ansiedler zurück.

Die Geschichte dieser letzten und kleinsten deutschen Ansiedlung dürfte wohl über das Lokalhistorische hinaus einige Bedeutung haben; sie ist ein Modellfall für alle derartigen Siedlungen auf russischer Erde, in denen sich sowohl der wirtschaftliche wie der geistige Ablauf ihrer Geschichte ähnlich gestaltet hat.

Es sei an dieser Stelle allen Freunden, die vorhandenes Bildmaterial zur Verfügung stellten oder etwas ergänzend beitrugen, gedankt! Die Zeichnungen wurden angefertigt von Kunstmaler Alexander Harder, die Kartenskizze der Kolonie wurde vom Verfasser entworfen. So möge denn diese Schrift sowohl dem Gedächtnis derer gewidmet sein, die als Pioniere diese kulturelle Leistung wagten, als auch den andern, die das Geschick von Alexandertal überlebten.

Der Verfasser.

Vorgeschichte der Mennoniten

Die neuere Geschichtsforschung hat über den Ursprung und die Anfänge des Mennonitentums, eines der schwierigsten Kapitel in der neuzeitlichen Kirchengeschichte, eine Reihe wichtiger Tatbestände klären können. Damit wurde ein beträchtlicher Teil vieler Vorurteile und sogar Verleumdungen, die diese älteste evangelische Freikirche Europas überschatteten, eingeschränkt oder widerrufen, soviel hierin an letzter Klarheit auch noch fehlen mag.

Seit Johann Hus, dem 1415 von der katholischen Hierarchie verbrannten tschechischen Reformator, kamen die romkritischen religiösen Bewegungen nicht mehr zur Ruhe. Zu solchen Vor- und Mitkämpfern für eine kirchliche Reform, die dann zu einer Reformation sich auswuchs, gehört auch die zahlenmäßig kleine Gruppe der „Täufer“ oder „Taufgesinnten“, die von der römischen Kirche verfolgt, in den Abhängen des Sonnenberges und anderen Verstecken in der Schweiz ihre Zuflucht suchten. Ihre Nachkommen in diesem Land werden auch heute noch „Täufer“ genannt und bilden dort kleine Gemeinden in Basel-Land, auf dem Berner Jura und im Emmental. In Zürich wird noch immer der Platz an der Limmat gezeigt, wo ein Glied dieser Taufergemeinde um seines Bekenntnisses willen ertränkt worden ist.

Unter dem Druck der Verfolgung zogen die Täufer stromabwärts den Rhein entlang in die nachmalig süddeutschen Gebiete, wobei sich ihnen auf dem Wege Gesinnungsgenossen anschlossen. Ihre Nachfahren leben bis in unsere Zeit als geachtete Landwirte in kleinen Gemeinden in Baden, Bayern, in der Pfalz und in Württemberg.

Ein anderer Teil dieser Auswanderer drang bis Neuwied am Rhein und Krefeld vor, um hier sesshaft zu werden, während die größte dieser Gruppen erst an der Nordseeküste, in Ost- und Westfriesland, haltmachte, wo denn auch der wesentliche Sammelpunkt dieser Bewegung entstand.

Das Fragen dieser im Gewissen Beunruhigten hatte bei einer neuen Besinnung auf die Bibel und die darin geoffenbarte Wahrheit eingesetzt. Wie alle Neuerer in der Geschichte wurden auch sie als Ruhestörer empfunden und von weltlichen Machthabern wie von Hierarchen mit unmenschlichen Gewaltmitteln bekämpft. Wohl gelang es hierbei, einzelne von ihnen oder auch gelegentliche Gruppen zu beseitigen oder mundtot zu machen — die von ihnen vertretene und erlittene Wahrheit aber war nicht zu töten.

Gewiß hat es auch bei den Verfolgten nicht an Irrungen und Verzerrungen gefehlt; durch den Reinigungsprozeß brutaler Verfolgungen und Ausmerzungen aber wurden Irrtümer und Unnützlichkeiten ausgeschieden, so daß die Wahrheit als geläuterter Glaube aus allen Vernichtungsversuchen hervorging.

Die Wanderung der gehetzten „Täufer“ ging bis in die Niederlande, die damaligen Generalstaaten, wo es ihnen gelang, eine beachtliche Bewegung zu entfachen, so daß 1536 ihre Gemeinde in Amsterdam bereits 1535 Glieder zählte. Hier legten sie sich den Namen „Doopsgezinde“ bei, der bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist. In den Friesländern Obbe und Dirk Philips und Menno Simons erwachsen ihnen die bedeutendsten Führer.

Menno Simons, 1492 in Witmarsum geboren, war katholischer Priester, der bereits 1536 aus der ihm immer fragwürdiger werdenden Papstkirche austrat. Sein Versuch, mit der Bewegung Luthers eine Einigung zu erreichen, mißlang, da Menno aus dem Studium der Hl. Schrift weitaus radikalere Schlußfolgerungen zog und sie unmittelbar auch für eine Kirchenreform angewandt wissen wollte. So schloß er sich den Taufgesinnten, die seinen Erkenntnissen näherstanden, an und wurde so bald ihr Sammler und Reformator. Ungeachtet aller Bedrängnisse blieb er unablässig bemüht, die zerstreuten Häuflein dieser extremen reformatorischen Gruppe aufzusuchen und zu bedienen. Er ordnete sie zu Gemeinden, ordinierte ihnen Älteste, Prediger und Diakonen und verfaßte die ersten und grundlegenden Bekenntnisschriften.

Es ist sicher, daß diese Gemeinden, die sich seit 1525 in der Schweiz zur Erwachsenentaufe bekannten, zum Unterschied von anderen evangelischen Bekenntnisrichtungen sich selbst mit dem Namen „Täufer“ oder „Taufgesinnte“ charakterisierten, während sie von ihren Gegnern als „Wiedertäufer“ und damit als Ketzler und Sek-

tierer gebrandmarkt wurden. Selbst in der evangelischen Kirchengeschichte und Theologie sind sie bis in unser Jahrhundert hinein meist noch als Häretiker behandelt worden, indem man sie vor-



Die Hütte und Mennolinde bei Oldeslohe

behaltlos mit Thomas Münzer (1525) und dem Wahnwitz zu Münster (1535), mit dem Bauernkrieg wie mit den wildesten Schwärmereien der Kirchengeschichte in direkten Zusammenhang brachte. Es ist Menno Simons' Verdienst, eine klare Scheidung zwischen den revolutionären Phantasten und den friedlichen Täufern durchgeführt zu haben. Davon geben seine Bekenntnisschriften, die er in der in Friesland damals üblichen „oosterschen“ Mundart niederschrieb und die in den Gemeinden den Rang eines dogmatischen Leitfadens gewannen, ein eindeutiges Zeugnis. Seine weiten Reisen, die ihn durch das Rheingebiet bis in den fernen Osten, ins nachmalige Westpreußen und ins Memelland führten, wurden für die Gründung und Festigung der jungen Gemeinden entscheidend. Er starb 1561 in Wüstenfelde, in der Nähe von Oldesloe (Holstein), wo er während seiner letzten Lebensjahre Zuflucht gefunden hatte. Dieser Ort ist im Dreißigjährigen Krieg völlig zerstört worden; nur eine schlichter Stein mit Mennos Relief und eine alte Linde erinnern hier noch an ihn.

Erst nach seinem Tode wurden die „alt-evangelischen taufgesinnten Gemeinden“ nach ihrem Reformator „Mennoniten“ genannt, wohl in Anlehnung an den Brauch der großen Reformationskirchen.

Was wollten die Mennoniten? Mit den Reformationskirchen erkannten auch sie die Hl. Schrift als einzige Grundlage ihres Glaubens, wobei sie sich mit den Konsequenzen der anderen nicht zufriedengeben wollten.

Mit der reformatorischen Bewegung lehnten sie jede Art von Hierarchie ab; grundlegend wurde ihnen die strikte Verwirklichung des biblischen *Gemeindegedankens*, der allen Gliedern gleiche Rechte und gleiche Pflichten gab. Einzig die Gemeinde gilt in allen Fragen des Lebens als entscheidende Instanz. Darum darf es in ihr weder sittliche Verwahrlosung noch soziale Armut geben; jeder ist gleicherweise wie der gewählte Prediger des Evangeliums verpflichtet, dem Mitbruder wie den Witwen und Waisen in tätiger Liebe und Mitteilung beizustehen.

In der Gemeinde hat jedes Glied ohne Ansehen der Person Stimmrecht. Aus ihrer Mitte wählt sie zur Leitung der Gemeinde: Älteste, Prediger und Diakonen. Sie bilden gemeinsam den berufenen Vorstand. Der Älteste verwaltet die christlichen Symbole: Abendmahl und Taufe. Je nach Größe und Bedarf der jeweiligen Gemeinde werden dem Ältesten zu seiner Unterstützung eine Anzahl Prediger beigeordnet, die ebenfalls Amtshandlungen wie: Trauungen, Beerdigungen und Kindereinsegnungen (bald nach der Geburt) vollziehen und den Predigtdienst verrichten. Die Diakonen haben den sozialen und caritativen Dienst an den Armen der Gemeinde inne. Alle diese Dienste geschehen ehrenamtlich und ohne jede Besoldung.

Die dem Staat gegenüber ungebundene Gemeinde besteht aus freiwilligen Gliedern. Jeder, der sich zu den mennonitischen Glaubensgrundsätzen bekennt, kann durch Gemeindebeschluss Aufnahme finden.

In der Gemeinde wird *Gemeindezucht* geübt. Wer in einem ungeordneten Leben, in Sittenlosigkeit, Geiz, Trunkenheit, Hader und Streit in der Familie und mit den Nachbarn oder bei ungerechten Handlungen betroffen wird und öffentliches Ärgernis er-

regt, wird auf Beschluß der Gemeinde gesondert. Nach reumütigem Schuldbekenntnis kann der Gesonderte auf Grund eines Gemeindebeschlusses Wiederaufnahme finden.

Die T a u f e wird nach vorangegangener biblischer Unterweisung an Erwachsenen vor der ganzen Gemeinde vollzogen, und erst damit werden sie vollberechtigte und mitverantwortliche Glieder der Gemeinde. Das Taufalter, das in der traditionslosen Frühzeit sehr unterschiedlich war, lag bis ins 19. Jahrhundert um das 20. Lebensjahr und wurde — namentlich im deutschen Mennonitentum — später allgemein auf ein jüngeres Lebensalter herabgesetzt.

Jeder Eid, d. h. eine Versicherung unter Anrufung des Namens Gottes, wird abgelehnt. In Erfordernisfällen wird ein feierliches Versprechen durch ein einfaches Ja oder Nein bekundet. Diese Form der Zusicherung wurde gesetzlich sowohl von der preußischen wie von der russischen Regierung anerkannt.

Militär- und Kriegsdienst gelten als biblisch unerlaubt; jeder Racheakt wie alles Töten von Mitmenschen gelten als von Christus eindeutig verurteilt und eines Christen unwürdig.

Die E h e, unter dem Segen der Gemeinde geschlossen, ist un-scheidbar. Bei Bedrohungen und Gefährdungen des Ehelebens ist es Pflicht der Diener der Gemeinde, Frieden zu vermitteln und das Einvernehmen zwischen den Ehepartnern wiederherzustellen. Bleiben die Ehegatten unversöhnlich, so steht ihnen wohl eine Trennung, nicht aber eine Scheidung frei. Wiederverheiratung jedoch ist nicht statthaft und gilt als Ehebruch.

Es gehört zu den ältesten Grundsätzen der Mennoniten, daß es unter ihnen keine Bettler geben darf. Deshalb war jede Gemeinde verpflichtet, einen Fonds aus freiwilligen Beiträgen einzusammeln, um allen auftretenden Notfällen in ihrer Mitte begegnen zu können. Für Witwen, Waisen und Alte, die nicht bei ihren Angehörigen oder Verwandten Aufnahme finden konnten, wurden geeignete Unterkünfte geschaffen, deren Unterhalt Sache der jeweiligen Gemeinde war.

Jede Gemeinde ist eigenständig und entscheidet, unbeschadet des Zusammenschlusses zu einem Gemeindeverband, in eigener Vollmacht.

Die biblische Grundlage dieser Erkenntnisse und Einsichten ist unbestreitbar. Es handelt sich um Fragen, wie sie heute auch bei den Reformationskirchen immer vordringlicher diskutiert werden. Es scheint, als wären sie von den Mennoniten vorweggenommen, und das gilt für den Grundsatz der Staatsfreiheit nicht minder als für die Fragen nach der Taufe oder dem Kriegsdienst.

Überflüssig zu erörtern ist, daß hierbei seitens der Mennoniten jede bestehende Staatsform anerkannt wurde; Loyalität war für jedermann selbstverständliche Pflicht ebenso wie die gewissenhafte Befolgung aller üblichen Abgaben und Steuern. Etwaige Forderungen des Staates, die ihre Glaubensdinge mißachteten, wurden durch Jahrhunderte unter Berufung auf das Wort abgewiesen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“. In vielen Fällen wurde die Lösung von Konflikten in einer Abwanderung in solche Länder gesucht, die bereit waren, ihnen ihre Glaubensfreiheit zu garantieren.

Daß die bekennnistreuen Mennoniten trotz ihrer anerkannten kulturellen und insonderheit landwirtschaftlichen Tüchtigkeit von Zeit zu Zeit den Unwillen von Kirchen und Staaten zu erleiden hatten, gehört zum Wesen ihrer Geschichte. Sie wurden erklärlicherweise für Elemente gehalten die angesichts der jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Verfassungen oft störend wirkten und eine allzu geringe Weltförmigkeit zeigten. Das gilt namentlich für ihre Frühzeit, in der sie sich nahezu weltflüchtig zeigten. Ihre fortdauernden Wanderwege sind durch eine Fülle von Martyrien aller Art gezeichnet, so daß sie bis in die Gegenwart hinein zur „Fremdlingenschaft“ verurteilt wurden und Heimatsucher durch die Kontinente geblieben sind.

Die Mennoniten in Friesland

Die in Friesland zusammenströmenden Täufergruppen erfuhren eine Verschmelzung von Gliedern aus verschiedenen Ländern und Stämmen, die hier eine gemeinsame Sprache, eine alle verbindende Lebensart in Sitte und Brauchtum fanden.

Die Eigenart der Friesen (= Freien) mit ihrem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit wirkte sich charakterlich auch auf die

stand. Die Stadt Danzig aber war ein deutscher Städtestaat unter polnischem Hoheitsrecht und bevölkerte sich seit dem Ritterorden aus Einwanderern verschiedener Stämme und Landschaften. Durch lange Zeit führte der Orden mit wechselndem Erfolg Kämpfe gegen vielfache Polonisierungsbestrebungen dieses Landstriches.

In einem handschriftlich vorliegenden „Gutachten über die Verpflichtung der Mennoniten in den Werdern“ schildert von Medem unter Angabe von historischen Daten und politischen Verordnungen konkret und eingehend die Zustände in Westpreußen. Danach tauchten die ersten Mennoniten hier zwischen 1530—1540 auf. Die früheste Gruppe der Einwanderer kam auf Grund einer Einladung des Bischofs von Culm, der ihnen in der Culmer Niederung Ländereien übergab, auf denen sie mit der Eindeichung von Flüssen, einem Entwässerungssystem mittels Windmühlen und einer systematischen Ausrodung des auf diesem nassen Boden wuchernden Gestrüpps begannen, so daß sie auf dem urbar gemachten Land 21 Dörfer begründeten. Da die Neusiedler aus der friesischen Küstenlandschaft kamen, zeigten sie sich mit allen hier erforderlichen Arbeiten wohlvertraut. Die meisten unter ihnen waren Bauern, denen es in wenigen Jahre gelang, nutzloses Ödland in fruchtbare Äcker zu verwandeln, so daß die Leistung dieser stillen Siedler bald landesbekannt wurde.

Es mutet wie ein Witz der Geschichte an, daß die durch die römische Kirche Verfolgten von einem geistlichen Würdenträger der gleichen Kirche als willkommene Siedler aufgenommen, begünstigt und gedeckt wurden.

Das Beispiel in der Culmer Niederung fand Nachahmung, so daß bald größere Gruppen von Mennoniten in die Werder einströmten, wobei durch Eindämmung von Flußläufen und Entwässerungsanlagen der größte Teil des Gebietes am Weichseldelta und am Drausensee urbar gemacht und in kurzer Zeit ertragreicher Boden geschaffen wurde. Wer das Große und Kleine Werder sowie den Ellerwald zwischen Elbing und Nogat gekannt hat, vermag sich ein Bild von der Leistung dieser Siedler zu machen.

Die Einwanderer hatten ihre Gemeindeordnung aus Friesland mitgebracht, die dann auch bei den ersten Gemeindegründungen Anwendung fand. 1549 ist Menno Simons selbst in Westpreußen gewesen und hat so am Aufbau dieser Gemeinden unmittelbar

teilgenommen. Ihre Gemeindeordnung ist unter den Mennoniten, wohin sie auch verschlagen wurden, stets ein ausschlaggebender Faktor ihres Gemeinschaftslebens geblieben. Nicht vergessen wurde bei jedem neuen Siedlungsbeginn auch die Einrichtung von Gemeindeschulen, die von den jeweiligen Regierungen stets toleriert wurden. Obzwar bei ihnen kein offizieller Schulzwang bestand, gehörte es zur Selbstverständlichkeit, daß jedes Kind die Schule besuchte.

In der gesamten norddeutschen Tiefebene zwischen Tilsit und den Niederlanden wurde zu jener Zeit Plattdeutsch gesprochen, wenn auch, je nach Stammesgebiet, in verschiedenen Abwandlungen. Das Holländisch, als Schriftsprache in die Küstengebiete eingedrungen, verstanden die friesischen Mennoniten durchweg, so daß bis 1770 in ihren Kirchen die Predigt in „niederländischer“ Sprache allgemein üblich war. Erst unter dem Einfluß ihrer neuen deutschen Umgebung wurde das Holländische durch Hochdeutsch verdrängt und kam so auch in den Gottesdiensten zur Anwendung. In den Familien hielt sich das Plattdeutsche, die Sprache des platten Landes, bis in unsere Zeit. Trotz der Jahrhunderte unter polnischer Hoheit und inmitten polnischer Bevölkerung hat diese Sprache, abgesehen von einigen Polonismen, unter den Mennoniten keinen Eingang gefunden. Aus Familiennamen wie: Koslowski, Sawatzki, Rogalski u. a. ist zu entnehmen, daß auch Polen den Mennonitengemeinden sich angeschlossen haben.

Es hat, veranlaßt durch den niederen katholischen Klerus, an Bedrängnissen unter der polnischen Herrschaft nicht gefehlt. Je nach der Toleranz der Könige wurden Dekrete erlassen, die Landerwerb verboten, Sondersteuern auferlegten oder die Mennoniten als Ketzer brandmarkten und sie auswiesen. Im Gegensatz dazu blieben Stadtbehörden und Bischöfe, die den Nutzen dieser fleißigen Handwerker, Kaufleute und Landwirte anerkannten, oft bemüht, sie zu schützen und beengende Regierungsverordnungen zu übersehen. Human gesinnte Könige wie Johann III. und August II., bestätigten die den Mennoniten von ihren Vorgängern gewährten Privilegien. In einem Sonderprivileg Wladislaw's IV. hieß es: „Die Vorfahren der Mennoniten sind mit Wissen unter Billigung des Königs Sigismund-August in das Kleine und Große Marienburger Werder eingewandert, der ihnen gewisse Freiheiten und Rechte verlieh, so ihnen nachgegeben, angemahnt und aufgemuntert, in die

wüsten, sumpfigen, damals unbrauchbaren Orte gekommen und dieselben in vieler Arbeit und großen Unkosten, welche sie teils durch Ausrodung der Gesträuche, teils durch Aufbauung der Wassermühlen, so zur Austreibung des Wassers aus den allezeit feuchten, sumpfigen und mit Wasser überschwemmten Orten nötig waren, teils in Befestigung der Dämme, um die Ergießung der Weichsel, Nogat, Drausensee, Tine, Haff u. a. Ströme oder Flüsse zu unternehmen angewandt und nützlich und fruchtbar gemacht. Damit haben sie ein gutes Beispiel eines sonderbaren Fleißes, Arbeiten und Unkosten nachzufolgen hinterlassen . . . Dieweil sie aber auch einen bereitwilligen und fertigen Gehorsam, wie getreuen Untertanen zukommt, geleistet haben, indem sie eine gewisse Summe Geldes zu unserm Nutzen und Gebrauch gezahlt und dargebracht . . . , so machen wir sie frei und verheißten auch von unsern Nachfolgern unsern vorgedachten Einwanderern unserer beiden Marienburger Werder von dergleichen Kontributionen und Auflagen ganz und gar zu ewigen Zeiten befreit haben wollen und niemand von ihnen dergleichen zu fordern zugelassen werden soll“ (v. Medem).

Hierauf greift auch König August II. zurück und bestätigt alle Sonderrechte, wobei er erwähnt, daß „nach alter Gewohnheit die Handlungen der Taufe, Ehe und Genießung des Nachtmahls des Herrn, wie sie bei den Mennoniten üblich sind, in keiner Weise gestört werden soll.“ Auch der Erzbischof von Gnesen erteilte ihnen 1732 in einem Freibrief die gleichen Privilegien.

Wie gesagt, hinderten diese von den Herrschern „für ewige Zeiten“ verliehenen Rechte den niederen Klerus nicht, unter beliebigen Vorwänden ihnen Gelder abzufordern und nötigenfalls sie zu erpressen, ungeachtet der von ihnen aufgebrauchten Schutzgelder und sonstigen Auflagen. In Zeiten solcher Bedrängnis hatten sie große Geldsummen als Schutzgeld aufzubringen, um damit ihre Glaubensfreiheit zu erkaufen. Von persönlichen Verfolgungen, wie sie ihre Vorfahren in Friesland und anderswo erlitten, blieben sie während der polnischen Zeit verschont.

Dennoch waren die Mennoniten im Laufe der Zeit zu ansehnlichem Wohlstand gelangt und darum in der Lage, für ihren zahlreichen Nachwuchs weiteren Bodenbesitz zu erwerben und dabei auch die wirtschaftlich schwächeren Gemeindemitglieder zu unterstützen. Es

gelang ihnen, auch während dieses Abschnitts ihrer Geschichte, ihre Gemeindeschulen aus eigenen Mitteln und ohne Belästigung durch die Behörden zu erhalten.

Der verstärkte Einbruch der Reformation im westpreußischen Bereich brachte den Mennoniten neue Schwierigkeiten. Unter dem Druck der Verhältnisse räumte die polnische Regierung den großen evangelischen Kirchen weitgehende Rechte ein, so daß sie bald Einfluß und Macht gewann. Das verleitete sie, die Mennonitische Bruderschaft als störendes und unerwünschtes Element des kirchlichen Lebens anzusehen und sie durch allerlei Gewaltmaßnahmen einzuengen. So wurden die Mennoniten z. B. gezwungen, für den Bau evangelischer Kirchen bzw. ihre Renovierungen und zum Unterhalt von Pastoren, Küstern und Lehrern finanzielle Beiträge zu leisten; darüber hinaus wurden sie angewiesen, für Eintragungen in die damals üblichen Kirchenbücher, gelegentlich auch für solche in den eigenen Mennonitengemeinden, bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die von ihren eigenen Predigern vorgenommen wurden, an die evangelischen Kirchen erhöhte Gebühren zu entrichten. So mußten die als Sekte verrufenen Mennoniten zum Aufbau der großen Bruderkirche gegen ihren Willen beitragen. Nicht minder wirkten die Reformationskirchen bei der Einschränkung des Landerwerbs für die Mennoniten mit und begründeten diese Maßnahme einfach damit, daß sie die Steuern von Ländereien für die Unterhaltung ihrer Kirchen nicht entbehren könnten. Alle diesbezüglichen Beschwerden wurden sowohl von den polnischen wie später auch von den preußischen Behörden abgewiesen.

Infolge der ersten Teilung Polens (1772) kam Westpreußen außer Thorn und Danzig in preußischen Besitz. Damit begann für die Mennoniten der Kampf um die Wehrfreiheit. Nach einer damaligen preußischen Volkszählung waren die Mennoniten hier auf 13 495 Seelen angewachsen und im Besitz von 2,177 Hufen Land (eine Hufe = 15 ha). Für die durch ein Mandat vom 1. Juni 1773 gewährte Befreiung vom Militärdienst mußten sie 5000,— Taler jährlich zum Unterhalt des Culmer Kadettenhauses beisteuern. Diese Verpflichtungen blieben auch nach der zweiten polnischen Teilung (1793), wobei auch Danzig und Thorn an Preußen fielen, bestehen.

König Friedrich II. zeigte sich bekanntlich auch den Mennoniten gegenüber tolerant und wahrte die Gewissensfreiheit seiner Unter-

tanen ausnahmslos. Aber obwohl ihnen im Verhältnis zu den evangelischen Kirchen Vorrechte bewilligt wurden (Wehrfreiheit), blieben die vorhin erwähnten Unterhaltungsbeiträge sowie die Abgaben für das Culmer Kadettenhaus bestehen; ja in dieser Zeit wurde darüber hinaus angeordnet, daß die Mennoniten für den ihnen erlassenen Militärdienst Ersatzmänner zu stellen hätten.

Heftiger entbrannte der Kampf für die Wehrfreiheit unter den Nachfolgern Friedrichs II. Die preußische Regierung begann, die Mennoniten ohne Rücksicht auf das bestehende Privileg den allgemeinen Landesgesetzen zu unterstellen. Eingaben und Bittgesuche sowie Reisen von Gemeindegemeindefürsprechern nach Berlin blieben im allgemeinen erfolglos; erst die Erlangung der sog. Kabinettsordre (1868) brachte den Mennoniten das Zugeständnis, den Militärdienst ersatzweise in Lazaretten und im Fuhrwesen abzuleisten. Es fehlte bereits in jener Zeit nicht an einzelnen jungen Männern, die sich zum regulären Dienst mit der Waffe meldeten. Diese Entwicklung erfüllte den ernsteren Teil der Gemeinden mit großer Sorge, so daß bereits Mitte des 18. Jahrhunderts eine Auswanderung erwogen wurde. Nicht zuletzt werden dazu auch die seit dieser Zeit aufkommenden pietistischen Strömungen beigetragen haben.

Wie in allen Glaubensgemeinschaften erstarrte auch bei den Mennoniten das ursprüngliche Gemeindeleben zu einer formalistischen Orthodoxie und traditionsmäßigen Volksfrömmigkeit (Ernst Crous: „Vom Pietismus bei den Altpreußischen Mennoniten“). Unter dem unmittelbaren Einfluß einer Schrift von Aug. Herm. Franke („Vom Glauben an Christus“) bildeten sich Kreise von Erweckten, um gemeinsam die Bibel zu lesen, zu beten und erweckliche wie erbauliche Lieder zu singen. Wir wissen, daß Älteste und Prediger der Gemeinden Fürstenwerder, Heubuden, Münsterbergfelde, Tiegenhagen u. a. an der Ausbreitung des Pietismus beteiligt waren und in den Gemeinden um Tiegenhof ist sogar eine größere Erweckung bekannt geworden. Bereits in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrhunderts hatte dieser Pietismus einen so großen Einfluß, daß etwa 8000 Mennoniten von ihm erfaßt gewesen sein sollen.

So belebend diese Erweckung sich auf die mennonitischen Gemeinden ausgewirkt haben mag, so wird sie auch für manche Unnützlichkeiten, etwa im Blick auf endgeschichtliche Schwärmereien, die später aufkamen, verantwortlich gemacht werden können.

Immerhin wurde durch den Pietismus auch der Missionssinn in den Gemeinden geweckt, wobei hier ein Missionsverein ins Leben gerufen wurde, der Feste mit Sammlungen für einen Missionsfonds veranstaltete. Spuren dieser Einflüsse waren in den westpreussischen Gemeinden bis in ihre letzten Jahre nachweisbar. Es konnte nicht fehlen, daß auch die späteren Auswanderer nach Rußland etwas von diesem Glaubensgeist mitnahmen, der immer wieder durchbrach und in seiner Weise zur Neubelebung der Gemeinden beitrug.

Für die westpreussischen Mennoniten spitzten sich die allgemeinen Verhältnisse im Zusammenhang mit fortgesetzten Rechtsminderungen, namentlich bei neuen und angesichts des stetig wachsenden Familienreichtums notwendigen Landerwerbungen so weit zu, daß Entscheidungen getroffen werden mußten. Vorab die erweckten Kreise erkannten, daß das Weiterbestehen der Gemeinden, wollten sie ihren Grundsätzen treubleiben, genug bedroht war. Trotz aller Bemühungen war es nicht gelungen, in der Frage der Wehrfreiheit eine befriedigende Lösung zu finden; auch der ihnen zugebilligte Ersatzdienst in Lazaretten und im Fuhrwesen konnte sie vor einer weiteren Angleichung an die Umwelt nicht bewahren. Nicht zuletzt waren es die gemeinsamen staatlichen Schulen in der neuen preussischen Ära, die auch von den Kindern der Mennoniten besocht werden mußten, sowie die immer häufiger werdenden Mischehen, die ihre gemeindliche Bedrängnis steigerten. Unter der Jungmannschaft wuchs die Neigung, sich der allgemein gültigen öffentlichen Ordnung anzupassen und schließlich den landesüblichen Militärdienst zu leisten. Noch achteten die preussischen Gemeinden ihre eigenen Grundsätze genug, um jede Abweichung als eine Bedrohung ihrer Existenz zu empfinden, im Gegensatz zu denen in Süddeutschland, wo um diese Zeit die Wehrlosigkeit ohnehin aufgegeben war, und womit man der preussischen Regierung eine billige Handhabe bot, auf die Auflösung dieses Privilegs hinzuwirken.

Es sei wiederholt, daß die allgemeine Unzufriedenheit in den Gemeinden durch Verbote für Landankauf erheblich verstärkt wurde. Die jüngere Generation der Gemeinden war damit genötigt, sich nach einer andern Erwerbsmöglichkeit umzusehen, den väterlichen Hof zu verlassen und in die Städte abzuwandern, wodurch die Verbindung sowohl mit der Heimatgemeinde als auch mit der gewohnten Scholle verlorenging. So waren nicht wenige gezwungen, ihren

Lebensunterhalt als Arbeiter und Tagelöhner zu bestreiten. Das Edikt von 1789, das den Mennoniten jeden Landkauf überhaupt verbot, wurde für sie zu einer geradezu sozialen Gefahr.

1748 besaßen die Mennoniten in 21 Dörfern der Werder 400 Höfe. In Westpreußen, außer Danzig, wurden damals 2240 Familien mit 10 490 Seelen gezählt. 1787 waren es, trotz aller Ungunst, 2874 Familien mit 13 573 Seelen (H. Quiring).

Aus diesen Angaben mag das Maß ihrer Bedrängnis ersichtlich werden. Bereits 1763, als die Kommissare Katharinas II. auch hier deutsche Siedler für das südrussische Neuland anwarben, horchten die Mennoniten auf. Ein solches Interesse mußte schon gute Gründe haben, denn zu jener Zeit galt Rußland als ein unwirtliches, gefährliches und wenig erschlossenes Land, das den europäischen Auswanderungswilligen nur abschrecken konnte. Zudem war Westpreußen den Mennoniten Heimat geworden, ihre Liebe zum Land hatte angesichts ihrer langen preußischen Geschichte tiefe Wurzeln geschlagen. So bedurfte es eines großen und starken Entschlusses, die Auswanderung zu betreiben.

Die Auswanderung nach Rußland

Nach der Eroberung großer Gebiete im Süden wie im Osten faßte die russische Regierung den Entschluß, die neuerworbenen Landstriche zu besiedeln und nutzbringend zu gestalten. Das eigene russische Bauerntum darbtte unter der Leibeigenschaft, auch kannte es die individuell betriebene Landwirtschaft nicht und kam darum für Siedlungspläne nicht in Betracht. Besiedlungsversuche mit zwangsweise Deportierten mißrieten. Unterdessen lagen gewaltige Ländereien an der Wolga sowie in der Ukraine als nutzlose Steppe brach. Bereits unter der Zarin Elisabeth machte Graf Tschernischew Vorschläge, aus den benachbarten deutschen Staaten Siedler anzuwerben, doch seine Pläne scheiterten an der Haltung der russischen Staatskirche, die keine Andersgläubigen im Volke dulden wollte. Schon unter Katharina II., einer gebürtigen Deutschen, wurde die Siedlungsfrage neu aufgegriffen, um namentlich in den neuerworbenen Gebieten westliche Kulturpioniere anzusetzen und so dem russischen Volk ein wirtschaftliches und kulturelles Beispiel zu geben.

Das Manifest Katharinas vom Dezember 1762, das alle Landhungerigen im Westen schlechthin zur Einwanderung einlud, verfehlte seine Wirkung, da in dieser Kundgebung alles Wissenswerte sowie die näheren Bedingungen verschwiegen wurden. So folgte am 22. Juli 1763 ein weiteres Manifest, das sich für alle Auswanderungslustigen deutlicher aussprach und als entschiedener Anstoß für die deutsche Einwanderung nach Rußland gelten kann. Der Ruf der zaristischen Siedlungsagenten fand diesmal sogar einen lebhaften Widerhall; in verschiedenen Provinzen sammelten sich größere und kleinere Gruppen, die in Transporte zusammengefaßt und in verhältnismäßig kurzer Zeit in die Steppengebiete an der unteren Wolga geleitet wurden. Im Jahre 1764 begann die Besiedlung dieser Gegend mit Deutschen, die im Laufe der nächsten Jahre mit insgesamt 102 Dörfern die bekannten Wolgakolonien begründeten.

Die Siedler stammten in der Hauptsache aus Süddeutschland: Württemberg, Baden, Hessen und der Pfalz, darunter waren auch einige Schweizer, die alle zu einer Volkseinheit verschmolzen und eine eigene Mundart, eine Mischung aus Schwäbisch und Pfälzisch entwickelten.

Diese Einwanderer begnügten sich mit den von der russischen Regierung gewährten allgemeinen Rechten, Tagegeldern und Siedlungsbedingungen, ohne besondere Privilegien zu beanspruchen. Soziologisch setzte sich der überwiegende Teil unter ihnen aus Arbeitern und Handwerkern zusammen, so daß viele die Landwirtschaft wenig genug kannten. Zudem waren sie zumeist mittellos. Was wunder, wenn diese Siedlungen zunächst wenig gediehen. Die ihnen zugesagten Gelder wurden von den russischen Beamten unregelmäßig, nur teilweise ausgezahlt oder gar unterschlagen, so daß die gesamte Ansiedlung von vornherein stark gehemmt war. Es wurde offenbar, daß dieses Unternehmen von der russischen Regierung schlecht genug vorbereitet und für Schutz und Sicherheit der Einwanderer keine Vorsorge getroffen worden war, so daß zahlreiche Überfälle der umliegenden Nomadenvölker der Kolonie großen Schaden zufügten.

Die Verhältnisse besserten sich erst in den nächsten Generationen. Neben der aufblühenden Landwirtschaft entstanden Handwerksbetriebe, die dann zu Fabriken anwuchsen und mit ihren Erzeugnissen in einer kulturarmen Umgebung guten Absatz fanden. Han-

del und Gewerbe entfalteteten sich und nahmen Einfluß auf die Entwicklung der russischen bäuerlichen Verhältnisse. Bezeichnenderweise wurde die Geschäftsader der Stadt Saratow „Deutsche Straße“ genannt.

Während der bedrängenden Jahrzehnte nach 1750 gewann auch bei den Mennoniten der Wunsch nach einem Land, das ihnen wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten und religiöse Zuflucht bot, ständig festere Gestalt. Unmittelbar vor der großen französischen Revolution wurden zwei Deputierte (Bartsch und Höppner) abgeordnet, mit der russischen Regierung Verhandlungen aufzunehmen. Sie erreichten durchaus günstige Siedlungsbedingungen für „Neurußland“; die Unsicherheit dieser Gebiete aber ließ die russische Regierung später davon Abstand nehmen und ein geeigneteres Gebiet im Dnjeprbogen zur Verfügung stellen.

1789 verließen der ersten Siedlergruppen in aller Stille Westpreußen. Als die preußische Regierung auf diesen heimlichen Abzug aufmerksam geworden war, verweigerte sie diesen Bürgern, die sie unter keinen Umständen verlieren wollte, die Pässe. Doch konnten alle diese Maßnahmen angesichts eines solchen Angebots von Siedlungsgelände den Zug nach Osten nicht mehr aufhalten. Nicht einmal die verordneten Komplikationen bei der Erlangung der Pässe und auch nicht der Erlaß, wonach jeder Auswanderer mit einer Kontribution von 10 Prozent seines Vermögens belastet wurde, vermochte den Treck nach Rußland zu unterbinden. Die von der russischen Regierung gewährten Privilegien: eine Landzuteilung von 65 Deßjatinen pro Familie, eine weitgehende Selbstverwaltung, die völlige Befreiung von jeder Art Militärdienst, der Verzicht auf eine Eidesleistung, die durch ein feierliches Versprechen ersetzt werden durfte, und überhaupt die Zusicherung einer absoluten Glaubensfreiheit waren zu starke Lockmittel, um ihren Auszug zu verhindern.

1789 entstand im Dnjeprbogen in Chortitza die erste mennonitische Kolonie in Rußland; sie bestand aus 228 Familien, zu denen 1797 weitere 118 hinzukamen, so daß an diesem ersten Siedlungspunkt insgesamt etwa 400 Familien aus Preußen einwanderten (Friesen: „Altevgl. Menn. Bruderschaft“). Unter den Neuankömmlingen gab es eine Reihe solcher, die über ein gewisses Anfangskapital verfügten, so daß trotz des Versagens der russischen Kolonialbehörde,

die eine Art Vormundschaft ausübte, der schwierige Anfang nicht mißlingen konnte. Hemmender wirkten sich Streitigkeiten innerhalb der Siedlerschaft aus, die sich aus Anlaß der Landzuteilungen und bei der Verwaltung der Regierungsgelder ergaben.

Diese Konflikte nötigten die Regierung, für die neuen Kolonien besondere Gesetze zu erlassen, in denen Bedingungen und Rechte weitgehend niedergelegt wurden.

1803 wurde weiteren Auswanderungsgruppen ein beträchtlicher Landkomplex im Gouvernement Taurien angeboten; hier entstanden die „Molotschnaer Kolonien“ mit den Zentren Halbstadt und Gnadenfeld, die zum wirtschaftlich größten und kulturell bedeutendsten Siedlungspunkt der Mennoniten Rußlands werden sollten. Der Name dieser Kolonie wurde von dem Fluß Molotschnaja (= Milchfluß) bestimmt, während die erste Gründung am Dnjepr zur Unterscheidung die Bezeichnung „Alt-Kolonie“ erhielt.

Die Qualität des namentlich ausgezeichneten Weizenbodens, der überraschend hohe Erträge lieferte, sowie günstige Absatzbedingungen förderten die Entwicklung der Molotschnaer Kolonie ungewein rasch. In Johann Cornies (1789—1848) erstand ihr zudem ein mit großen Organisationsfähigkeiten, Umsicht und Weitsicht begabter Kolonieleiter, der bald auch bei den russischen Behörden ein hohes Ansehen gewann. Auf ihn geht eine Fülle von wirtschaftlichen wie kulturellen Maßnahmen zurück, die sich zum Segen für sämtliche Ansiedlungen ausgewirkt haben, angefangen von der Bepflanzung baumloser Steppengebiete und einem umsichtigen Wegebau bis hin zur Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins und der Einrichtung von eigenen Schulsystemen.

In den Kolonien entwickelten sich Handwerksbetriebe, die bald zu Fabriken und industriellen Unternehmungen ausgebaut werden konnten; hier entstanden die ersten Werkstätten für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte in Rußland überhaupt wie die Einrichtungen von großen Dampfmühlenwerken.

Da die zugeteilten Landareale nicht teilbar waren, entstand sehr bald ein Mangel an landwirtschaftlicher Nutzungsfläche. Wohl war angesichts des bevölkerungspolitischen Zuwachses seitens der Regierung durch einen sog. „Pachtartikel“ Vorsorge für Landvorräte getroffen worden, doch erwies er sich schon in kurzer Zeit als zu gering, so daß die Behörden der Kolonie einen weiteren Landkomplex

von 13 000 nicht mehr aufteilbaren Deßjatinen zuwies. Diese Reserve bildete einen Landfonds, aus dessen Pachteinahmen Ländereien für weitere Siedlungszwecke erworben wurden; aus diesen Pachtgeldern wurden die Ankäufe für die Tochterkolonien, die sich später über ganz Rußland ausdehnten, bestritten.

Unterdessen machten die kulturelle Entwicklung und die Verstädterung im Mennonitentum der westpreußischen Heimat während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitere Fortschritte. Der preußische Patriotismus fand auch unter ihnen, besonders in der jüngeren Generation, immer mehr Anhänger. Die Regierung baute das allgemeine Schulwesen aus und verbesserte die Lehrpläne, so daß die Assimilierung unaufhaltsam wurde. Im Unterschied zu früheren Zeiten, wo in ihren Kreisen ausschließlich plattdeutsch gesprochen wurde, fand das Hochdeutsch auch in den Familien ständig mehr Eingang. Es gab nicht wenige unter den Mennoniten, die eine allgemeine Auflösung im politischen Preußentum und sogar die Preisgabe ihrer alten Glaubensgrundsätze befürchteten.

Das Revolutionsjahr 1848 brachte noch einmal eine starke Beunruhigung in die Gemeinden, so daß wieder Auswanderungspläne umgingen. Die russische Regierung aber betrachtete die deutsche Einwanderung nach der Ukraine als abgeschlossen; eher bot sich in dieser Zeit für sie eine Zuflucht in Nordamerika.

In einer Konferenz am 23. Mai 1850 zu Koselitzky berieten Vertreter der Gemeinden eine weitere Auswanderung. Obwohl erneute Verhandlungen mit der russischen Regierung zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt hatten, beschloß man dennoch, zwei Deputierte zu Unterhandlungen abzuordnen: Johann Wall, Prediger der Gemeinde zu Ladekopp, und Claas Epp, Dorfschulze von Fürstenwerder, wurden in die Ukraine delegiert, um nach einer Besichtigung der dortigen Kolonien bei den Brüdern neue Siedlungsmöglichkeiten zu erkunden. Führten diese Unterredungen auch zu keinem Erfolg, so kamen die beiden Abgeordneten doch mit dem den Mennoniten wohlgesinnten Staatsrat Peter von Köppen in St. Petersburg in Verbindung, der sich ihrer Sache gern annahm. Es gelang ihm, die Einwanderung weiterer, jedoch kleiner mennonitischer Gruppen zu erwirken, denen im östlichen Gouvernement Samara an der mittleren Wolga ausreichende Ländereien angeboten wurden. Nach einer Besichtigung des zur Verfügung gestellten Areals

kehrten die Abgeordneten mit einem günstigen Bericht zurück, und bereits im Sommer 1851 erreichte sie die Mitteilung von Köppens, daß ihrer Einwanderung nichts mehr im Wege stände.

Mit der Verhandlung über Bedingungen und Vergünstigungen der Einwanderer wurden die Deputierten Isaak Claasen und Claas Epp beauftragt, die im Herbst 1851 nach St. Petersburg reisten. Es erwies sich als schwierig, die Befreiung vom Militärdienst zu erwirken, bis sich die Regierung zu einer paritätischen Behandlung aller Mennoniten entschloß und auch Befreiung vom Militärdienst für sie und ihre Nachkommen „für ewige Zeiten“ versprach.

Wohl hatten die Mennoniten im Verlauf ihrer Geschichte sowohl der polnischen wie der darauf folgenden preußischen Oberhoheit die Erfahrung gemacht, daß derartige „ewige Zeiten“ unter Umständen von nur geringer Dauer sein konnten; immerhin hatte man in Rußland für die Dauer von 50 Jahren Wort gehalten. Noch ahnte niemand, wie sehr die verheißene „Ewigkeit“ 1874 problematisch werden sollte.

Inzwischen wurde die Auswanderung mit gebotener Gründlichkeit vorbereitet. 1853 trafen die ersten Ansiedler am Salztrakt ein; das war ein großer, nahezu 1 km breiter Landweg für die Salztransporte, die vom Elton-See ins Innere des Landes führten. An diesem „Trakt“, nach dem die Kolonie ihren Namen erhielt, erhielten die Einwanderer etwa 10 000 Desjatinen Steppenboden zugeteilt. Die Siedlung lag am linken Ufer der Wolga, ca. 45 km landeinwärts und im Süden des Gouvernements Samara. Ihr Zentrum wurde Köppental, dem Staatsrat und ihrem Betreuer zu Ehren, genannt. Das Ackerland grenzte unmittelbar an das Gebiet der früher erwähnten Wolgakolonien (der späteren sogenannten „Republik der Wolga-Deutschen“).

Es erwies sich, daß das von der Behörde zugeteilte Land für die Masse der Auswanderungswilligen nicht ausreichte, so daß dem Siedlungsleiter Claas Epp zwei weitere Areale zur Verfügung gestellt werden mußten. Hierbei zeigte sich eine besonders günstige Landfläche in der Nähe der Stadt Samara, auf dem Hochplateau der Shiguli-Berge, einem zerklüfteten und mit Nadelwald bestandenen felsigen Wolgaufer; in einer Entfernung von ca. 15 km von Samara stromaufwärts durchschneidet der mächtige Strom bei Stawropol den Höhenzug. Dieses angebotene Siedlungsgelände war

eine völlig ebene Hochfläche mit ausgezeichneten Bodenverhältnissen. Claas Epp war jedoch zu puritanisch, um nicht für die mennonitische Jugend eine unabsehbare Gefahrenquelle in der nahen Stadt zu vermuten, und lehnte das günstige Angebot rundweg ab. Den Nutzen dieses Bodens haben dort später russische Gemüse- und Obstgärtner erfahren.

Epp aber entschied sich für ein weit im Norden des Gouvernements gelegenes Areal, 120 km von der Stadt Samara entfernt, das unmittelbar an das Gouvernement Kasan grenzte. Hier wurden ab 1859 10 000 Deßjatinen für die letzte deutsche und mennonitische Stammkolonie zu Siedlungszwecken übernommen.

Hier also entstand die jüngste in der Reihe der unmittelbar von westpreußischen Mennoniten begründeten Kolonien: Alt-Kolonie, Molotschna, Am Trakt. Alle späteren Gründungen auf den weiten Gebieten Rußlands wurden sozusagen ihre Filialen oder Tochter-siedlungen.

Die zahlreichen Kolonien von deutschen Einwanderern evangelischer und katholischer Konfession in der Ukraine, am Schwarzmeergebiet, im Kaukasus, an der Wolga und in den Städten des Landes werden von diesem Bericht nicht berührt.

Alexandertal

Es ist bemerkenswert, daß den beiden Siedlungen Am Trakt und Alexandertal über das Privileg in Glaubensfragen und in Sachen der Selbstverwaltung hinaus keine weiteren Sonderrechte wie etwa Geldzuschüsse oder Bauholzlieferungen bewilligt wurden. Sie konnten nur noch das Zugeständnis einiger Freijahre, in denen ihnen weder Steuern noch Abgaben zugemutet wurden, für sich erwirken. Das Land selbst wurde zu einem bei der Ansiedlung landesüblichen Preis überlassen; für die Amortisation wurde ihnen ein Zeitraum von 29 Jahren eingeräumt.

Das beschriebene Gebiet war, wie das ganze mittlere Wolgagebiet, durch die Eroberung Kasans unter Iwan dem Grausamen 1552 dem Moskowiter-Reich angegliedert worden. Versuche, diese Ländereien mit politischen Deportierten zu besetzen, hatten keinen Erfolg; sie wurden die nicht immer ungefährlichen Nachbarn der neueinge-

wanderten Deutschen. Daneben gab es die Nachfahren der Kasaner Tatarenvölker, der Nachhut der Goldenen Horde; Baschkiren, Kalmyken und Kirgisen durchzogen diese Gegend als Hirtenvölker, und viele zerstreute Hügel, Begräbnisstätten ihrer Vorfahren, erinnerten noch an ihre große Vergangenheit, in der sie Herren über ganz Rußland gewesen waren. Von diesen Völkern sind die Tataren, die die Regierung als Siedler in den östlichen Grenzgebieten mit Erfolg sesshaft gemacht hatte, geblieben; sie wurden neben den Russen die eigentlichen, unmittelbaren Nachbarn unserer Ansiedler.

Das gesamte Siedlungsgebiet bestand aus einem Hügelgelände, das von kleineren Laubwäldern und zahlreichen Wasserläufen durchzogen war, die später als Viehtränken benutzt wurden. Die Landschaft war dadurch besonders reizvoll, daß sie am Übergang des nordrussischen Urwaldgebietes in die südliche Steppe gelegen war. So vereinigte sie den Reichtum wie den Zauber beider geographischer Zonen: es gab hier sowohl unberührte Urwaldbestände wie die Horizontlosigkeit des südrussischen Flachlandes.

Im Osten waren die Ländereien der neuen Kolonie durch den Fluß Kondurtscha begrenzt, im Norden und Süden lagen russische Dörfer, im Westen wurden ihre unmittelbaren Nachbarn schon wenige Jahre später deutsche Ansiedler, die während der polnischen Revolution 1863/64 als Flüchtlinge hierhergekommen waren. Die von ihnen begründeten Ortschaften: Kaisersgnade, Rettungstal, Straßburg, Hoffental, Wladimirowka, Klein-Konstantinow, Groß-Konstantinow (das Verwaltungszentrum dieser Kolonie), Klein-Romanow, Groß-Romanow, Rosental, Nikolajew, Fürstenstein, Reinsfeld, Peterhof und Bergtal umgaben Alexandertal in einem weiten Siedlungsbogen. Diese Einwanderer waren lutherischer und katholischer Konfession, wobei die Protestanten bis 1905 als Filiale der deutschen städtischen Gemeinde von Samara bedient und seit 1905 von estnischen Geistlichen aus einer baltischen Nachbarkolonie versorgt wurden. Sie alle fanden nicht das großzügige Entgegenkommen der Behörden wie im Fall der Mennoniten und erhielten je Familie eine Zuteilung von nur 40 Deßjatinen. Da sie zudem völlig mittellos waren und als Handwerker der jungen polnischen Industrie entstammten, hatten sie einen schweren wirtschaftlichen Anfang; erst in der zweiten Generation begann hier ein allmählicher wirt-



Russische Dorfkirche



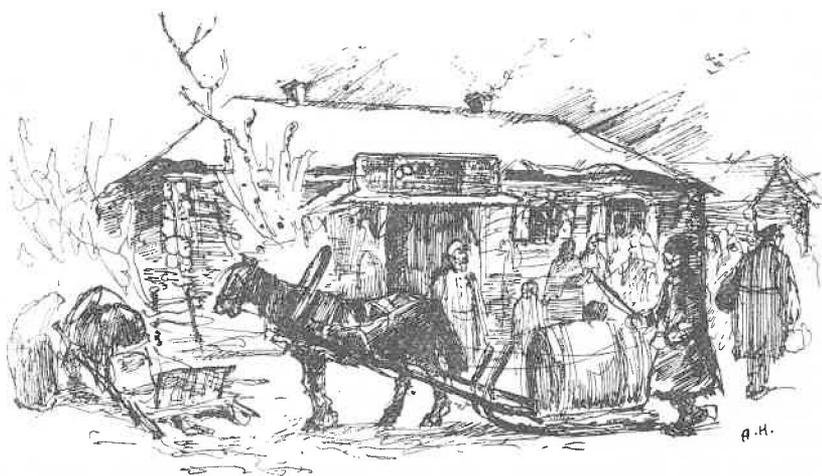
Tatarische Moschee



Russischer Bauernhof



Mit diesem primitiven Ackergerät pflügte der russische Bauer



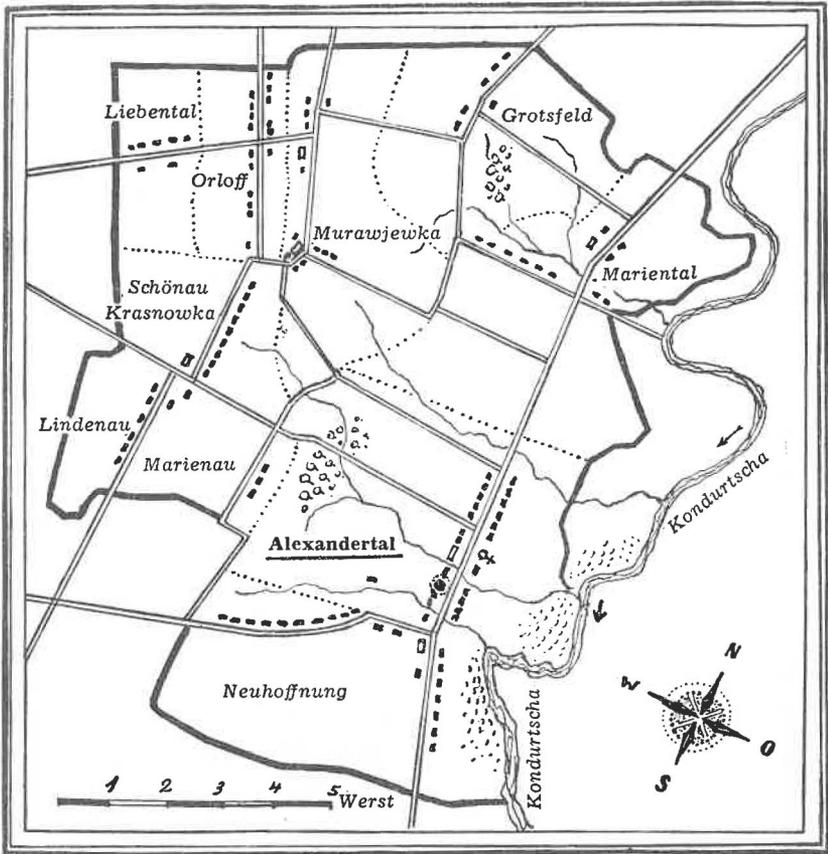
Typisches russisches Dorfbild vor einer Bäckerei

schaftlicher Aufschwung. Solange diese Volksgruppe bestand, trug sie in der russischen, tatarischen wie auch sonstigen Bevölkerung die Bezeichnung „Neue Deutsche“, womit sie von den „Alten Deutschen“, den früheren mennonitischen Einwanderern, unterschieden wurden.

In einer Entfernung von 10 bis 30 km, also in mittelbarer Nachbarschaft, lagen die Ländereien und Ortschaften der Mordwinen (Mordwa), eines ugrofinnischen Volksstammes, dann der erwähnten Tataren und der Tschuwaschen, eines tatarisch-finnischen Mischvolkes, und schließlich die Dörfer älterer russischer Siedler und zugewanderter Ukrainer aus den mittleren und südlichen Gebieten Rußlands. Sie alle wurden im Volksmund als „Novo Poljzy“ (= Neu-Länder) bezeichnet, da sie, entgegen der bis 1906 allgemein üblichen Gemeinfelder-Wirtschaft (= Mir), als individuelle Siedler eingesetzt waren. Alle diese Völker unterschieden sich sprachlich, kulturell, nach Sitte und Brauchtum wie auch in religiöser Beziehung; unter ihnen gab es Orthodoxe, Protestanten, Mohammedaner, Schamanisten, Altgläubige (= „Raßkolniki“, Schismatiker) und verschiedene Sektierer. Wohl galt die russische Sprache amtlich und auch weithin tatsächlich als Umgangssprache, doch wurde sie von den meisten dieser Völker schlecht genug gesprochen, so daß eine Verständigung mit ihnen nicht selten nur mittels Gesten und Zeichen möglich war.

Der Stammsitz der Mordwinen, auch Wolgafinnen genannt, war das alte Nishnij-Nowgorod, die später weltbekannte Messestadt an der Wolga (heute: Gorkij), wo sie unter ihrem Fürsten Worobej von den Russen besiegt, christianisiert und in die umliegenden Gouvernements zerstreut wurden. Sie teilten sich in die beiden Stämme Ersja und Mokscha, zwischen denen sprachliche und sittenmäßige Unterschiedlichkeiten bestanden. So trugen sie ihre besondere Tracht, hatten ihr eigenes Liedgut und ihre besondere Folklore. Für die kirchliche Messe war ihnen seitens des Heiligen Synods ihre Sprache zugestanden worden; doch lebten finsterner Aberglaube und offenes Heidentum unter ihnen bis in die Gegenwart fort. Nur sehr allmählich fand bei ihnen eine Angleichung an die russische Umwelt statt.

Ähnlich die Tschuwaschen, die nur teilweise christianisiert worden waren; neben der Beobachtung kirchlicher Bräuche hielt sich bei



Kartenskizze der Alexandertaler Kolonie

ihnen die heidnische Tradition erstaunlich lange, wobei sie von ihnen verehrte Holzfiguren in besonderen Körben aufhoben und in den umliegenden Wäldern Opferfeste veranstalteten. Zum Unterschied von den Mordwinen fiel die Tracht ihrer Frauen auf: ein helmartiger hoher Kopfputz, der mit Silbermünzen dicht besetzt war und sicher religiöse, symbolische Bedeutung hatte. Viele ihrer Familien waren ohne Namen; sie unterschieden sich nach persönlichen und Hofeigentümlichkeiten oder schlechthin nach dem jeweiligen Vatersnamen. Ihre Sprache hatte einen betont tatarischen Einschlag, so daß sie sich mit diesen Nachbarn am besten verständigen konnten. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß ein derartiges Gemisch in Sprache und Sitte eine Quelle unausgesetzter Mißverständnisse und Kuriositäten wurde, die für den Humor unter diesen Völkern sorgten.

Der Anfang der Ansiedlung

Die Vorbereitungen zur Abwanderung aus Preußen verliefen in verhältnismäßig kurzer Zeit. In großen Planwagen, die mit 3 bis 4 Pferden bespannt, mit Hausrat, Kleidern, Wäsche, Ackergerät und Pferdegeschirr beladen waren, bildete der Zug einen beachtlichen Treck, der sich vorzüglich aus jüngeren Familien zusammensetzte, die ausnahmslos auf dem Landwege dem Osten zustrebten. Es galt eine Strecke von weit über 2000 km durch unbekanntes Land. Niemand unter ihnen verstand die Landessprache.

Die Auswanderer verfügten durchweg über ein gewisses Anfangskapital. Sie alle, die im Frühling 1859 aus den Werdern aufbrachen, entstammten alten Bauerngeschlechtern; die Handwerker unter ihnen: Tischler und Zimmerleute, gehörten zu den Ausnahmen, und ihnen schlossen sich auch einige lutherische Handwerkerfamilien an: Stellmacher, Schmiede und Schneider.

Als die Grenze Preußens hinter ihnen lag, begannen für sie allerlei Abenteuer. Mit viel Humor haben später die alten Kolonisten in Erinnerung an diesen Zug von ihren Erlebnissen erzählt. Beim Einkauf von Pferdefutter und Nahrungsmitteln sowie bei Übernachtungen in russischen Ortschaften ergab sich aus Mangel an Verständigungsmöglichkeiten eine Fülle von Anekdoten und Konflikten. Die Bevölkerung kam den Treckern, deren ganzer Aufzug

für sie eine unerhörte Sehenswürdigkeit bedeutete, allgemein freundlich und hilfsbereit entgegen. Es ist kein einziger Fall von Belästigung bekanntgeworden. An den Haltestellen gab es genug Weideflächen für die Zugtiere, ebenso konnte leicht Kraftfutter beschafft, sowie bei dem vorhandenen Holzreichtum auch überall ohne Mühe Brennmaterial erworben werden. Ohne ernste Zwischenfälle gelangte der Zug nach monatelanger Reise im Hochsommer am Bestimmungsort an, empfangen und begrüßt von dem Siedlungsleiter Claas Epp, der hier schon vorher aus der Kolonie Am Trakt eingetroffen war.

Ein von der Regierung eigens bestellter Landmesser nahm zunächst die Vermessung des Landes: seine Aufteilung in die einzelnen Parzellen und die Länderanteile für die verschiedenen Dörfer vor. Die nächsten Transporte, die sich aus mehrbemittelten Familien zusammensetzten, wählten im Gegensatz zum ersten Treck den Seeweg von Danzig nach St. Petersburg und waren damit in der Lage, sich mit mehr Haus- und Ackergerät, ja gelegentlich auch mit Dreschmaschinen und leichterem Fuhrwerk zu versehen. Zu jener Zeit bestand zwischen Petersburg und Moskau bereits ein Eisenbahnweg, der sogar eine Abzweigung bis nach Nishnij-Nowgorod besaß. Von hier aus wurde die Reise zu Schiff wolgaabwärts bis nach Samara unternommen, so daß zuletzt nur noch 120 km Landweg zu überwinden blieben. In Samara wurden die Ankömmlinge von den bereits leidlich eingerichteten Siedlern mit eigenen Gespannen abgeholt. In allen Fällen hatten es die Einwanderer eilig, ans Ziel zu kommen, galt es doch, vor dem herannahenden Winter Unterkünfte für Mensch und Vieh wenigstens notdürftig zu erstellen. Bauholz war in ihrer nächsten Umgebung nicht vorhanden. Auf eine Eingabe an den russischen Staatsrat Krojius, ihnen das erforderliche Holz aus den nächstgelegenen Wäldern zu überlassen, kam der lakonische Hinweis, sich an die zuständigen kaiserlichen Förster zu wenden; offiziell könne es den Kolonisten nicht erlaubt werden (nach Aufzeichnungen von Cornelius Harder).

Man begann mit der Errichtung von Erdhütten (Semljanki); die erforderlichen Sparren hierfür konnten aus den nächsten Wäldern beschafft werden, während das Holz für Fenster und Türen und Steine für Öfen bei den Russen gekauft wurden. Mehrfach wurden russische Bauernhäuser komplett erworben und in kurzer Zeit aufge-

stellt, so daß vor Eintritt des Winters für alle wenn auch nur notdürftige Unterkünfte beschafft worden waren. Das Gras zu Viehfutter wurde noch im zweiten Schnitt als Grummet geerntet und zusätzlich für die langen Wintermonate ausreichend Futter hinzugekauft. Somit gingen die Kolonisten nach leidlicher Vorsorge in den ersten russischen Winter hinein und vermochten ihn verhältnismäßig gut zu überstehen.

Zu den ersten allgemeinen Einrichtungen gehörten auch hier Gottesdienst und Schule. Der in seinen Aufzeichnungen karge Cornelius Harder berichtet: „Den sonntäglichen Gottesdienst hielten wir im Winter in Wicherts Semlinke (Erdhütte, d. V.), in der Art, daß Heinrich Penner und Kornelius Dyck eine Predigt vorlasen und David Ewert den Gesang leitete, den darauf folgenden Frühling und Sommer 1860 bei Heinrich Penner, bis zum Herbst, wo die Andacht in eine Semlinke verlegt wurde, die zur Schule und Schmiede eingerichtet worden war. Im Jahre 1860 kam Prediger Jakob Epp hinzu. Den Schulunterricht übernahm bald nach der Ankunft der Stiefsohn, Hermann Neufeld, zunächst in einem Schuppen seines Stiefvaters und später in der erwähnten Semlinke, und zwar mit etwa 15 Kindern.“ (Neufeld wanderte schon bald in die Ukraina ab, wo er ein großes Gut in Sofijewka erwarb und es zu einem großen Vermögen brachte.)

Nachdem das Land parzelliert war, begann 1860, im ersten Frühling, das Aufbrechen der Steppe, um dem neuerworbenen Boden die erste Aussaat anzuvertrauen. Mangels Zugvieh wurden Ukrainer aus der Umgebung angeworben, die mit ihren Ochsengepannen das Umpflügen besorgten.

„Heinrich Penner und seine Brüder Peter und Johann erhielten, da sie gern zusammenbleiben wollten, die ersten drei Grundstücke in Alexandertal. Das erste Jahr besäten sie 20 Deßjatinen selbstgepflühtes Land mit Weizen und Hafer. Der Weizen ging schlecht auf, da der Same wahrscheinlich durch Feuchtigkeit etwas verdorben war, der Hafer aber gedieh gut. Außerdem ließen sie noch 15 Deßjatinen von Ukrainern pflügen, diesen Neubruch besäten sie mit Hirse, die auch gut geriet, aber im Herbst in den Haufen brühte und somit verdarb. Auch die andern Ansiedler hatten ähnlich soviel Land besät, soviel eben ein jeder konnte. Bei dem gänzlichen Mangel an Schüttungsraum verdarb aber viel Getreide.“

„Der Schmied Fischer kam mit den ersten Ansiedlern und wurde allen zum großen Nutzen. Seine Schmiede wurde in der Mitte Alexandertals erbaut“ (Corn. Harder).

Der Siedlungsleiter Claas Epp ließ sich das erste Grundstück in Neuhoftung zuteilen, an dem die Poststraße vorbeiführte, um so die aus der Stadt eintreffenden Beamten gleich beim Betreten des Siedlungsgeländes müheloser empfangen zu können. Er war ein Mann, der anerkanntermaßen bestrebt blieb, die Grundsätze der Mennoniten unbedingt zu wahren; wie seine uns vorliegenden Aufzeichnungen beweisen, war er in biblischen wie auch Gemeindefragen durchaus bewandert, was der Abwehr gegenüber später aufkommenden Schwärmereien, wie sie namentlich Am Trakt auftraten, von Nutzen werden sollte. Vor Behörden zeigte er, ungeachtet seines hohen Verantwortungsbewußtseins, einen nicht immer gerechtfertigten Respekt und wurde auch für die Gemeinden ein steter Mahner zu schuldigem Gehorsam.

Seine persönliche Redlichkeit ändert nichts an der Tatsache, daß es ihm bei der Leitung der Kolonie am nötigen Weitblick fehlte. Gewiß war manches Mißgeschick, das nur mit seiner Person verbunden scheint, in der Sache und Situation begründet.

Die von ihm geleiteten mennonitischen Siedlungen Am Trakt und Alexandertal zeigten sich bereits in der Anlage als zu klein, um sich genügend wirtschaftlich entwickeln zu können; jede von ihnen zählte nach dem Stand von 1914 (mit Einschluß der Kinder) kaum mehr als 1000 Personen. Vor allem schienen die wirtschaftlichen Absatzmöglichkeiten allzusehr außer acht gelassen; der nächste Marktflecken für Alexandertal, Melekess, lag ca. 50 km entfernt. Die Getreidepreise lagen zu jener Zeit äußerst niedrig, so daß für ein Pud (= 16 kg) nur 17 bis 20 Kopeken bezahlt wurden, wovon im Falle eines etwaigen Fuhrlohnes auch noch Transportkosten in Abzug zu bringen waren. Die Ungunst des Marktes hat die Entwicklung der Kolonie aufs schwerste behindert.

Dabei erwies sich der Boden als gut und ertragreich. Die Niederschläge freilich waren nicht immer günstig. Unter der tiefschwarzen Humusschicht, die eine Stärke bis zu einem Meter erreichte, lag fetter roter Lehm; bei ausreichenden Niederschlägen gab es Rekordernnten. Es gab in diesem ausgesprochen kontinentalen Klima vor allem die Bedrohung durch Mißernten. Dadurch wurden die Bau-

ern genötigt, verhältnismäßig viel Zugvieh zu halten, um aus Gründen der Erhaltung der Bodenfeuchtigkeit die Frühjahrssaat gleich nach der Schneeschmelze in einem Zeitraum von 8—10 Tagen zu verrichten. Die schnell emporschießenden Saaten pflegten dann binnen kurzem den Boden zu bedecken und das allzu intensive Einwirken der Sonnenstrahlen zu verhindern.

Die Zuteilung von 65 ha Land je Familie wurde bereits erwähnt. Die einzelnen Parzellen dieser Normengröße wurden, einem alten Brauch gemäß, „Feuerstelle“ genannt. Familien mit verheirateten Söhnen wurden entsprechend mit mehreren „Feuerstellen“ bedacht, anderen war es überlassen, ihr Kapital in weiteren Landankäufen anzulegen. Darüber hinaus wurden jedem Bauernhof 3 Deßjatinen Wiesenland an der Kondurtscha und ebenso ein gewisses Maß an Unland zugeteilt. Das Wiesengelände, das im Frühling stets überschwemmt wurde, enthielt einige kleinere Seen und Sümpfe, die mit Schilf und dem für die Landwirtschaft gelegentlich nützlichen Rohr oder auch Strauchwerk bestanden waren.

Gemäß dem Siedlungsplan schritt man zur Gründung der Dörfer: Alexandertal, das im voraus als Zentrum gedacht war; daran schloß sich südlich, im rechten Winkel angelegt, Neuhoffnung an, im Norden Mariental. Alle drei Ortschaften zählten je 25 Grundstücke. Im Westen lagen Murawjewka, Grotselfelde, Orloff, Schönau, Lindenau und Marienau; Liebertal ist die jüngste dieser Gründungen und grenzte an die bereits genannten lutherischen Siedlungen. So wie mit der Bezeichnung Alexandertal der Zar geehrt werden sollte, bezogen sich die anderen russischen Dorfnamen auf höhere Regierungsbeamte und Potentaten; der Rest von Namen war eine Erinnerung an Dorfnamen der alten Heimat. (Siehe Lageplan!)

Da die Gesetzgebung für die Einwanderer im voraus abgeschlossen war, erübrigte sich auch die Einsetzung einer besonderen Koloniebehörde, die den Kolonisten Rechtsauskünfte zu geben gehabt hätte, wie es in den südrussischen Ansiedlungen noch üblich gewesen war. Damit war allen etwaigen Streitigkeiten jeder Grund genommen.

Da Alexandertal als ein geschlossener und eigenständiger kommunalpolitischer Verwaltungskreis gedacht war, galt es, die Selbstverwaltung schnellstens einzurichten.

Der schon mehrfach zitierte Corn. Harder berichtet:

„Bald stellte sich das Bedürfnis heraus, zur Führung der Kreisverwaltung einen der russischen Sprache mächtigen Beamten zu suchen. Heinr. Penner und David Ewert wurden bevollmächtigt, eine geeignete Persönlichkeit, die deutsch und russisch sprach, zu finden. Sie reisten nach Katharinenstadt an der Wolga, wo die Wolgakolonisten ein Lehrerseminar unterhielten, und in dem dortigen Oberlehrer, Herrn Hauenstein, fanden sie den geeigneten Mann, der sich bereit erklärte, die Aufgabe zu übernehmen; doch es schaltete sich die Schulbehörde aus Saratow ein, die ihren Oberlehrer nicht freigab. Darauf reiste man zu Claas Epp, der sich in der Kolonie Am Trakt aufhielt, um mit ihm zu beraten. Auf eingeholten Rat hin reisten beide nach Warenburg, um mit dem dortigen Kreisschreiber zu verhandeln. Dieses Amt versah dort Herr Hoppe, der sich bereit erklärte, seinen Sohn Alexander dafür freizugeben. Dieser übernahm das Amt eines Kreisschreibers und gleichzeitig auch



Das Kreisverwaltungs-Amt in Alexandertal

als Lehrer für das Jahresgehalt von Rbl. 160,— mit freier Station (Wohnung und Beköstigung) und freier Hin- und Rückreise. Derselbe blieb in dieser Eigenschaft bis zum Sommer 1863, doch sein Gehalt wurde auf Rbl. 300,— pro Jahr erhöht.

Nachdem die Ansiedlerschar auf 100 Familien angewachsen war, wurde ein größeres Haus in Alexandertal für die Kreisverwaltung sowie für die Schule und dazu auch ein Andachtslokal erbaut. Später wurde dieses Haus von der ganzen Ansiedlung als Kreisamt angekauft.

Nachdem Alexander Hoppe sein Amt aufgegeben hatte, übernahm der vorerwähnte Hermann Neufeld sein Amt und verwaltete es bis Sommer 1864. Dann wurde ein gewisser Reinhold, gebürtig aus den Ostseeprovinzen, als Kreisschreiber angestellt (später wechselte Reinhold in die benachbarten evgl. deutschen Kolonien über, die ebenfalls einen eigenen Verwaltungskreis bildeten). Als Lehrer kam aus Preußen Friedrich Preuss, der die Lehrerausbildung in Preußen genossen hatte. (Als Unteroffizier war er angesichts des Krieges von 1870 desertiert und suchte in der mennonitischen Kolonie Zuflucht. d. V.) Anfangs hielt er Schule in Franz Epps Russenhaus, dann im Hause der Witwe Reimer und später in dem von



Deutsche Bauern

den Gemeinden Alexandertal und Neuhoffnung erbauten Schulhaus. Reinholds Nachfolger als Kreisschreiber wurde der Mennonit Peter Stäß, der aus dem südlichen Rußland, Mariupoler Kreis, herüberkam.

1859 waren eingewandert: Peter Fast, Martin Fast, Peter Epp, Johann Epp, Peter Funk, Franz Funk und die Brüder Heinrich, Johann und Peter Penner u. a. 1860 kamen hinzu: Jakob Löwen, Gerhard Enss, Heinrich Ediger, Peter Kohnert, Jakob Kliever, Abraham Wiebe, Jakob Sukkau, Peter Matthies, Jakob Boldt, Peter Dyck, Johann Thiessen, Johann Käthler. Auch Claas Epp erbaute in Neuhoffnung sein Wohnhaus.“

Die Verwaltung

Um Rückblick auf die Geschichte der Mennonitenkolonien in Rußland stehen wir vor dem Rätsel, daß ein autokratischer, von einem absolutistischen Zaren regierter Staat fremdländischen Einwanderern eine völlig demokratische Verwaltung einräumte. Wohl wurde von den Deputierten der Einwanderer bei der Regierung eine Reihe von Vergünstigungen erwirkt; dessen ungeachtet war die gesamte Gesetzgebung, mit Einschluß der kolonistischen Selbstverwaltung, grundsätzlich von der Regierung in großzügiger Weise bereits vorgesehen, und das zu einer Zeit, wo im Lande die Leibeigenschaft jedem russischen Bauern jede persönliche Freiheit entzog. Es dürfte vermutet werden, daß dieses Experiment einer Selbstverwaltung von der Regierung vorgesehen war, um es 1862 nach der Aufhebung der Leibeigenschaft für weitere innerpolitische Maßnahmen bei der eigenen Bevölkerung auszuwerten. Doch nichts von alledem geschah, stattdessen wurde das Mir-System beibehalten, das einen wirtschaftlichen Fortschritt unmöglich machte. Erst 1906, im Zusammenhang mit der ersten Revolution, nach dem verlorenen Krieg gegen Japan; gelang es dem Ministerpräsidenten Stolypin das Mir-System aufzuheben und den Bauern zum Eigentümer des ihm zustehenden Landanteils zu machen.

Auf Grund eines alten Kolonistengesetzes, das in den Jahren 1797 bis 1801 entstanden war, hatte eine besondere Behörde die Inspektion wie die Betreuung der Kolonisten wahrzunehmen, die alle die Siedlungen betreffenden Fragen und Konflikte zuständigkeithalber regelte, bis auf kriminelle Fälle, die den allgemeinen Landesgesetzen unterstanden, die jedoch praktisch nicht auftraten. Aber

auch für den etwaigen Fall war hierbei gesetzlich vorgesehen, zur Verhandlung stets auch einen Vertreter der Koloniebehörden hinzuzuziehen.

Nach dem genannten Gesetz bildete jede Dorfgemeinde eine Verwaltungseinheit, der ein von der Gemeinde gewählter Dorfschulze vorstand. Ihm oblag es, die Dorfgemeinde aus je einem Hofvertreter zusammenzurufen, um so gemeinsam alle auftretenden Fragen zu beraten. Erst so gemeinsam entstandene Beschlüsse erlangten den Charakter einer Verordnung, die dann bedingungslos befolgt werden mußte. Über die Gemeindeversammlungen wurde ein Protokoll in deutscher Sprache verfaßt. Der Dorfschulze hatte jährlich eine Jahresabrechnung über gemeindliche Einnahmen und Ausgaben, „Schulzenrechnung“ genannt, vorzulegen. Im übrigen war jeder Bauer Souverän seines Hofes.

Den Verwaltungskreis („Wolost“ genannt), dem alle Dörfer dieser Siedlung angehörten, stand ein Oberschulze („Starschina“ = Ältester) vor, der mit Hilfe des Kreisschreibers alle den Kreis betreffenden Angelegenheiten ordnete und verwaltete. Bei allen Beratungen hatte er die Dorfschulzen, denen zwei gewählte Beisitzer zugeordnet waren, zu einer Kreisversammlung („Wolostnoi S-chod“ = Versammlung des Verwaltungskreises) hinzuziehen. Hierbei wurden alle Fragen des Steuerwesens und die Umlagen beschlossen, wobei Minderbemittelte ihre Berücksichtigung fanden.

Als Ordnungspolizei wählte die Dorfgemeinde aus ihrer Mitte einen „Deßjatnik“ (= Zehnschaftsmann) und der Kreis einen „Ssotzkij“ (Hunderschaftsmann) als „Polizeichef“ des Kreises. Diese Ämter wurden ehrenamtlich verwaltet und hatten praktisch den Charakter eines Schiedsgerichts, das namentlich im Falle eines Konfliktes mit nichtdeutschen Landarbeitern gelegentliche Bedeutung bekam. Russische uniformierte Polizeibeamte kannten diese Siedlungen bei sich nicht.

Alle Bekanntmachungen amtlicher wie familiärer Art geschahen in Ermangelung einer Zeitung durch Laufbriefe, die in amtlichen Fällen „Schulzenzettel“ genannt wurden. Erwähnung verdient auch die Einrichtung eines Kreisgerichts, das unter dem Vorsitz des Oberschulzen aus einigen aus dem Kreise gewählten Bauern bestand. Diese Institution wurde seitens der Kolonisten kaum beansprucht, wohl aber wurde sie von den russischen Wolostämtern angegangen,

zumal das Alexandertaler Kreisgericht (Wolostnoi Ssud) als unbestechlich galt. Auch diese Ämter wurden ehrenamtlich geführt; die Kreiskasse erstattete lediglich etwaige Reisespesen.

Im gesamten Kreis gab es weder ein Gasthaus noch einen Ausschank alkoholischer Getränke.

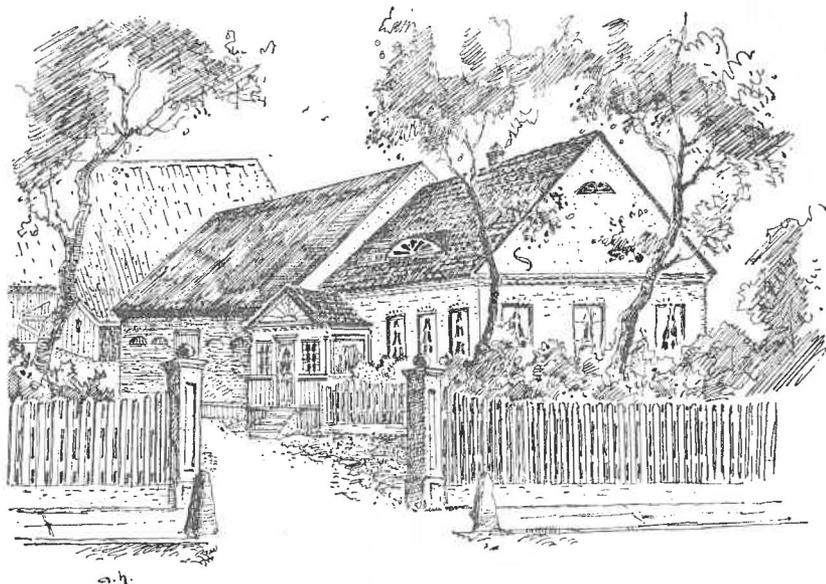
Wirtschaftlicher Aufbau der Kolonie

Wie erwähnt, stellte sich bei Aufbau der Höfe schon in baulicher Hinsicht eine Reihe von Schwierigkeiten ein. Das Bauholz mußte von Grjasnucha oder Alt-Bujan, aus einer Entfernung von 50 bis 60 km herbeigeschafft werden, wo einige der Siedler vorübergehend eine Brettschneiderei mit einem Holzhof eingerichtet hatten. Die nachbarschaftliche Hilfe bei diesen Transporten war selbstverständlich. Da sich in Schluchten des Siedlungsbereiches genügend Sand fand, richteten Jakob Regehr in Mariental und Johann Penner in Alexandertal je eine Ziegelei ein, die die für ihre Bauweise erforderlichen gebrannten Ziegel, Klinker und Dachpfannen lieferten.

Die Bauernhöfe wurden nach westpreußischem Vorbild errichtet: Wohnhaus und Ställe wurden zusammenhängend gebaut. Die geräumige Scheune für die Unterbringung der Getreideernte wie des Viehfutters stand im rechten Winkel dazu, und zwar in einiger Entfernung als besonderer Bau. Das ermöglichte das Dreschen auch während der freieren Wintermonate. Gegenüber dem Wohnhaus befand sich der Speicher, der sowohl als Wagenremise und zur Unterbringung der Ackergeräte als auch als Schüttraum für das Getreide diente. So stellte jeder Hof die Form eines Hufeisens dar, das nach der Dorfstraße hin durch einen Staketenzaun und ein Hoftor abgeschlossen war.

Die Wohnhäuser wie die Stallungen wurden größtenteils aus Ziegeln erbaut; nur wo Sparsamkeit angeraten war, griff man zum billigeren Holz. Vereinzelt gab es auch Fachwerkhäuser. Für etwaige Holzbauten wurden Kiefernbohlen 6 mal 12 Zoll verwendet. Die Dächer bestanden aus Rohr, das im eigenen Wiesengelände geschnitten wurde. Vor dem Hauseingang gab es allgemein Terrassen oder Veranden, im Westpreußischen „Beischlag“ genannt. Von hier aus betrat man die Hausdiele („Vorhaus“), die auch als Kleiderab-

lage bei Besuch diente. Durch eine Verbindungstür trat man in das „Hinterhaus“, einen Gang, der das Wohnhaus mit dem Stall verband. Auf der einen Seite des Vorhauses lag die „Sommerstube“, die den Bauern als Altensitz diente oder als Gastzimmer benutzt



Deutscher Bauernhof

wurde. Gegenüber war die „Große Stube“, ein geräumiges Paradenzimmer, dem sich Wohn- und Schlafräume anschlossen, die Verbindung zur „Hinterstube“ hatten, dem Arbeitsraum der Bäuerin. Im kleinen Flur daneben befand sich der Eingang zum Keller, der als Vorratsraum meist sehr geräumig gehalten war. Unmittelbar neben dem Kellereingang war die Speisekammer, und schließlich mit einer Tür zum Gang der Raum für die Arbeiter, der sich fast durchweg durch Enge und geringe Wohnlichkeit auszeichnete. Zwischen Haus und Stall war eine aus Ziegelsteinen errichtete „Brandmauer“ eingezogen, die das Übergreifen eines etwaigen Feuers verhüten sollte. In der Küche, zwischen Vorhaus und Hinterstube, standen neben dem Küchenherd die Feurung, die zentralerweise alle anliegenden Stubenöfen beheizte, und ein größerer eingemauerter Kessel. Meist

war im Dachgeschoß noch eine besondere „Bodenstube“ ausgebaut, die bei gelegentlichen Familienfesten ebenfalls als Gastraum benutzt wurde.

Es gab keine geschlossenen Dörfer: jeder Bauernhof stand auf eigenem Grundstück, das von allen dazugehörigen Feldern umgeben war. Die Höfe lagen unmittelbar an der Dorfstraße. Das umzäunte Weideland lag innerhalb des Besitzes, so daß sich Viehhirten erübrigten. Die bereits erwähnten Verhältnisse bedingten eine große Viehhaltung, so daß zu jedem Hof 15 bis 20 Pferde und 20 bis 30 Kühe und Jungvieh, dazu Schafe, Schweine und reichlich Federvieh gehörten.

An Arbeitskräften bestand kein Mangel. Im Haushalt wurden durchweg junge Mädchen aus den lutherischen Kolonien beschäftigt, in der Landwirtschaft waren es zumeist Tataren, seltener Mordwinen und Tschuwaschen aus der Umgebung. Bei der Anstellung von Hilfskräften wurde auf Einheitlichkeit geachtet da die



Tataren-Arbeiter

Tataren Mohammedaner waren, die bei der Schlachtung auf einen besonderen Ritus hielten und Schweinefleisch gänzlich mieden. Der Arbeitslohn war äußerst gering und betrug zu jener Zeit bei freier Station je nach Alter von 2 bis 5 Rbl. pro Monat. Russen als land-

wirtschaftliche Hilfskräfte bildeten eine Ausnahme, wohl aber übernahmen sie in Kolonnen Zimmerarbeiten, wobei sie beim Aufbau der Höfe eine ungemeine Geschicklichkeit entwickelten; namentlich mit dem Beil zeigten sie eine wahre Künstlerschaft. Daß auch unter den Einwanderern sich einzelne Baufachleute befanden, gedieh der jungen Ansiedlung zu ungeheurem Nutzen.

Um 1870 waren fast alle Höfe errichtet und auch größere Gärten angelegt; seltener waren die Obstgärten, die hierzulande von starken Winterfrösten bedroht waren; erst später wurden Obstarten gefunden, die sich diesem Winter gewachsen zeigten.

Bald stellte sich heraus, daß die einheimischen Weizenarten nur auf neugepflügtem Steppenboden gediehen; sobald das Land halbwegs kultiviert war, sanken die Erträge. Darum wurden vorerst in der Hauptsache Gerste, Hafer, Roggen, Spelt und gelegentlich auch Hirse angebaut. Die Kartoffel gedieh aus diesem Boden vorzüglich.

Die Einwanderer hatten aus Preußen die Dreifelderwirtschaft als überlieferte und bewährte Wirtschaftsform mitgebracht; erst später wurde dieses Anbausystem geändert, worüber noch besonders zu berichten sein wird.

Unter solchen Verhältnissen und angesichts der niedrigen Getreidepreise machte die wirtschaftliche Entwicklung nur geringe Fortschritte, und die Siedler suchten einen Ausweg mehr durch die Vergrößerung ihrer Landbestände als durch eine Intensivierung in der Anbaukultur zu erreichen. Eine Sondereinnahme verschafften sie sich durch den Verkauf von Mastvieh. Obwohl die kolonistische Butter gute Abnahme fand, blieb sie doch niedrig im Preis; während der Ansiedlerzeit konnte für sie nie mehr als 20 Kopeken je Pfund erzielt werden. Das für den Absatz günstige Schweineschmalz wurde unmittelbar in die Stadt und hier hauptsächlich an die Apotheken geliefert.

Im ganzen kann gesagt werden, daß die russische Regierung nach Abschluß der Landzuteilungs- und Vermessungsarbeiten um die Alexandertaler Ansiedlung überhaupt nicht mehr bemüht zu werden brauchte. Klagen oder Beschwerden waren gegenstandslos, so daß sich die Ansiedler glücklicherweise selbst überlassen blieben und alle ihre Angelegenheiten allein regeln konnten. Abgesehen von

gelegentlichen Revisionen im „Kreisamt“, die in weiten Zeitabschnitten unternommen wurde, sah man in der Siedlung keinen russischen Beamten.

1866 wurde in Alexandertal unweit der Kreisverwaltung eine Kirche in massivem Ziegelbau errichtet, die der ganzen Gemeinde genügend Raum bot. Als Muster diente die Kirche im westpreußischen Heubuden: die Kanzel stand ein wenig erhöht in der Mitte einer Längsseite, rechts und links davon waren die Bänke für die Prediger und Diakonen. Im Erdgeschoß saßen ausschließlich Frauen und Mädchen, während die Bankreihen auf der hufeisenförmigen Empore für die Männer reserviert waren. Nur gesundheitlich behinderten älteren Männern waren Sitze zu ebener Erde vorbehalten.

Die äußere Sicherheitsfrage war in Alexandertal niemals wirklich akut. Die Geschichte weiß nur von zwei Raubüberfällen, die in die Ansiedlungszeit fielen, bei denen die eine Familie getötet, die andere verletzt wurde. Häufiger kamen Diebstähle vor, wobei es die Diebe zumeist auf Pferde und Getreide abgesehen hatten.

Es verdient wohl erwähnt zu werden, daß der ungestörte Friede dieser bäuerlichen Welt erstaunlich genug bleibt, wenn man die Umstände näher bedenkt. Begreiflicherweise verführte das starke Kulturgefälle zu den umliegenden Völkern zu Rechtsverletzungen aller Art, da sie in gesellschaftlicher, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht den deutschen Eindringlingen und ihrem Lebensbereich beispieslos unterlegen waren. Auch darf hierbei nicht übersehen werden, daß in diesen z. T. noch nomadisierenden Völkern eine nur geringe Moralität bestand, ganz zu schweigen von vielfacher wirtschaftlicher Not, die sie unter Umständen in gewaltsamer Weise hätte ausbrechen lassen können.

Und schließlich ist die Behütetheit der Ansiedlung um so verwunderlicher, als es sich bei ihnen um Menschen handelte, die abgesehen von einigen Jagdflinten über keinerlei Waffen verfügten.

Kulturelle Einrichtungen

Die Schulen waren Gemeindegüter. Als Bildungseinrichtungen unterstanden sie wohl den allgemeinen russischen Schulgesetzen, doch bekümmerten sich die zuständigen Schulbehörden kaum um sie. Inspektionen waren, namentlich in den ersten Jahrzehnten, äußerst selten.

Jede Ortschaft besaß ihre eigene Dorfschule, die vom Dorf erbaut wie unterhalten wurde. Ein jeweils aus der Gemeinde bestellter Schulvorsteher übernahm die gesamte Betreuung: die Auszahlung des Lehrergehalts, die Beschaffung von Einrichtungsgegenständen und Lehrmitteln, die Bereitstellung von Heizmaterial usw.

Sechs Schuljahre waren für jedes Kind verpflichtend, die aber gegebenenfalls verlängert werden konnten. Die Unterrichtssprache war und blieb deutsch. Schulbücher wurden aus Deutschland bezogen. Später wurde auch die Landessprache eingeführt, jedoch nur für die drei letzten Schuljahre; damit wurden die Kinder instand gesetzt, sich das Russische in schriftlicher wie mündlicher Form anzueignen. Im Lehrplan für Rechnen waren das kleine Einmaleins und die vier Species vorgeschrieben. Etwa nach dem Lehrprogramm der russischen Drei-Jahr-Elementarschule.

Schwierigkeiten gab es am Anfang bei der Beschaffung geeigneter Lehrkräfte. Der bei C. Harder zitierte Lehrer Preuß war ein seminaristisch gründlich vorgebildeter Pädagoge, der darüber hinaus in der homöopathischen Heilkunde leidlich bewandert war, so daß er mangels eines Arztes hierin sogar von der russischen Bevölkerung konsultiert wurde. Nachdem er 1908 aus Altersgründen zurücktrat, blieb er Pensionär der beiden Dörfer Alexandertal und Neuhoffnung, denen er durch etwa 40 Jahre Schule gehalten hatte.

Er war nicht der einzige aus dem Stammland zugezogene Lehrer. Zu Beginn der 1880er Jahre bis 1892 waren hier Lehrer: Engler, Lerch, Patzke und Wolf. Zwei unter ihnen waren akademisch gebildete Theologen, denen in ihrer Heimat eine Pfarrstelle versagt geblieben war und die deshalb in den Schuldienst traten. Patzke war Seminarist und Lerch Philologe.

Die Jugend der Kolonie hatte diesen Lehrern viel zu verdanken. Der Unterricht verlief nach einem Lehrplan und wurde systematisch durchgeführt. Im deutschen Sprachunterricht wurden in der Grammatik lateinische Bezeichnungen eingeführt, und namentlich im Rechnen, in der Erdkunde und in der Geschichte wurde weitaus mehr als in den durchschnittlichen Dorfschulen geleistet.

Lehrer Wolf verstand es, die Jugend auch über die Schulzeit hinaus zu sammeln, gründete Gesangchöre und sogar ein von ihm selbst geleitetes Blasorchester. Durch diese Lehrer kamen auch Zeitschrif-

ten und anderes Schriftgut aus dem Mutterland in die Kolonie; sie wurden zu den wenigen dünnen Fäden, die neben seltenen Besuchen und Briefen die Verbindung nach Preußen aufrechterhielten.

Unter Mitwirkung der Schulen, wobei Gesang und Musikbegleitung eine hervorragende Rolle spielten, wurden während des Sommers gelegentliche Waldfeste eingerichtet, die die Schüler wie die Familienangehörigen gleicherweise anzogen und beide zu einer Schulgemeinde vereinigten.

Als die genannten Lehrer gegen Ende des Jahrhunderts in ihre Heimat zurückkehrten, kamen die ersten mennonitischen Lehrer, die in den „Zentralschulen“ an der Molotschna (drei Aufbauklassen im Anschluß an eine abgeschlossene Volksschule) durch einen zusätzlichen pädagogischen Kursus vorgebildet waren. Naturgemäß standen sie im Wissen wie in der Leistung hinter den reichsdeutschen Lehrern zurück und konnten darum ein Absinken des gesamten Schulniveaus nicht verhindern. Ihr Vorzug bestand darin, daß sie befähigt waren, den vorgeschriebenen russischen Unterricht in der Landessprache zu erteilen.

Bemühungen der Regierung, in den deutschen Siedlungen die Landessprache zu verwurzeln, führten zu einer schulischen Neugründung: einer Ministerialschule, die eine elementare Bildung voraussetzte und etwa ein Mittelschulprogramm betrieb. Der Abschluß nach fünf Schuljahren berechtigte den Absolventen, seine sonst vierjährige Militärdienstzeit um ein Jahr abzukürzen.

Auf Grund einer Aufforderung der Schulbehörde beschloß die Alexandertaler Gesamtgemeinde zu Anfang der 1880er Jahre die Errichtung einer solchen Ministerialschule. Das Gebäude wurde auf einem Grundstück gegenüber der Kirche erbaut. Neben dem Schulhaus entstand ein Internat für auswärtige Schüler aus den lutherischen und russischen Dörfern. Zweckmäßigkeitshalber fehlte unter den Gebäuden auch ein Stall nicht, weil es unter der mennonitischen Jugend eine Menge Fahrschüler gab, die die täglichen Wege auf Wagen bzw. Schlitten oder auch reitenderweise zurückzulegen hatten.

Die Lehrer wurden vom Staat delegiert und besoldet; der Kreis hatte lediglich für Bauten und deren Instandhaltung aufzukommen.

Der Unterricht verlief ausschließlich in russischer Sprache, und hier war das Deutsche sogar untersagt, wobei man ein ausgeklügeltes Bestrafungssystem eronnen hatte.

Der Religionsunterricht wurde für alle deutschen Schüler von einem der mennonitischen Prediger, für die Russen von einem orthodoxen Priester einstündig und getrennt erteilt. Allgemein gehaltene Morgen- und Schlußgebete wurden von den Schülern in russischer Sprache gesprochen.

Während die jährlichen Abschlußprüfungen in den deutschen Dorfschulen unter Hinzuziehung von Eltern und Verwandten der Schüler feierlich und als eine Art von Familienfesten veranstaltet wurden, erschienen bei den jährlichen Schlußexamen der russischen Fortbildungsschule der Kreisschuldirektor und -inspektor, dazu der deutsche Schulvorsteher, die Religionslehrer sowie der gesamte Lehrkörper. Die Prüfung dauerte ganze vier Tage.

Bei der Examensprozedur trat der Prüfling angesichts des gesamten Gremiums vor, um eine verdeckte Nummer zu wählen, worauf ihm laut Journal das Thema oder die Aufgabe des jeweiligen Faches bekanntgemacht wurde, über das er dann unmittelbar vorzutragen hatte.

Auf dem prunkvollen Zeugnis, auf dem alle 8 Hauptunterrichtsfächer mit Zensuren aufgeführt waren, standen die Unterschriften der Lehrer sowie ein staatliches Siegel.

In ihrer Weise trug diese Schule manches zur kulturellen Entwicklung der Ansiedlung bei. Ihre Absolventen fanden über den Rahmen der Kolonie hinaus gute Stellen als Verwalter auf den Gütern der russischen Edelleute oder als Angestellte in der Wirtschaft wie im Verwaltungsdienst.

In Verbindung mit der in den südrussischen mennonitischen Ansiedlungen bereits bestehenden Versicherung gegen Brandschäden kam man auch in Alexandertal zu einer gleichen Einrichtung, der ein aus dem Kreis gewählter Brandältester vorstand; er hatte die jährlichen Beiträge einzusammeln, den Fonds zu verwalten und bei Brandschäden die Versicherungssumme auszuzahlen. Ihm unterstanden in den Dörfern wiederum gewählte Brandschulzen, die die Beiträge aus ihren Ortschaften an den Brandältesten abführten. Die einzelnen Gehöfte wurden von einer Kommission jährlich in-

spiziert, wobei streng auf die Beachtung aller Vorschriften gehalten wurde. Außer Gebäuden waren Hausgegenstände, Möbel, Kleidung, Wäsche und Wertgegenstände ebenfalls versicherbar. Die Entschädigung bei etwaigen Brandschäden betrug Zweidrittel des jeweiligen Marktwertes.

Durch die besonderen Verhältnisse in Alexandertal bedingt, wurde die Versicherung über das übliche Maß hinaus erweitert: im Feuerfall gab es eine sog. Fuhrordnung, bei der sich alle Versicherten am Herbeischaffen neuen Baumaterials zu beteiligen hatten. Waren Getreide und Futtermittel vernichtet, so wurden alle Mitversicherten verpflichtet, an den Geschädigten ein gewisses Quantum in natura zu leisten. Auch gegen Hagelschlag gab es eine Versicherung.

Gelegentlich vorkommende Pferdediebstähle in der Ansiedlung führten dazu, auch hierfür eine besondere Versicherung einzurichten. Regelmäßig im Frühjahr, nach Beendigung der Saatzeit, bereisten vier dafür bestimmte Taxatoren die einzelnen Ortschaften, wo ihnen beim „Pferdeschulzen“ sämtliche Pferde vorgeführt wurden, um sie neu abzuschätzen und in spezielle Listen einzutragen. In Schadensfällen wurden dem Betreffenden zwei Drittel des Taxwertes sofort ausgezahlt. Gelang es, gestohlene Pferde aufzufinden, so blieben sie Eigentum der Versicherung und konnten vom Besitzer zurückgekauft werden. Alle versicherten Pferde wurden mit einem Brandstempel versehen.

Durch Ankauf von Zuchthengsten aus Gestüten wurde die Pferdezucht ständig verbessert. Nicht weniger wurde auf die Entwicklung der Rinderzucht Wert gelegt. Die russische Bevölkerung selbst der weiteren Umgebung scheute keine Wege, um bei den deutschen Bauern Zuchtvieh anzukaufen, wie auch die Feldbearbeitung der Deutschen weithin ins Land Schule machte.

Mit fortschreitendem Aufbau der Kolonie wanderten auch mennonitische Kaufleute zu: die Brüder Gerhard und Hermann Wiebe und Heinrich Isaak. Sie errichteten in Alexandertal Kaufhäuser, in denen alle in den Dörfern üblichen Bedarfsgegenstände geführt wurden; der übrige Bedarf wurde auf den Wochenmärkten im benachbarten Flecken Koschki gedeckt. Hier befanden sich das nächstgelegene Post- und Telegraphenamts sowie das zuständige Kreis-krankenhaus.

Der Lebensstil

Es war bereits davon die Rede, daß die preußische Umwelt von nachhaltigem Einfluß auf die Mennoniten der Werder und nicht zuletzt der Städte gewesen ist. Das gilt vor allem für die Mitte des 19. Jahrhunderts, in der die altpreußischen Provinzen einen wirtschaftlichen wie kulturellen Aufstieg erfuhren. Das fand seinen Niederschlag in einer gewissen politischen und patriotischen Prägung, der sich auch die Mennoniten nicht zu entziehen vermochten. Das alles war bereits während jenes halben Jahrhunderts vor sich gegangen, das die Mennoniten Am Trakt wie in Alexandertal noch in Deutschland miterlebt hatten.

Die ältere Siedlergeneration am Dnjepr und an der Molotschna war in mancher Beziehung nicht so stark vom Preußentum geformt, da sie jenes prägende Jahrhundert in der Isolierung durch eine fremde Umwelt durchlebt hatten. So ergab sich zwischen den beiden Siedlungsgruppen eine Reihe von Unterschiedlichkeiten, die sich in der Sprache wie im gesamten Lebensstil auswirkten. So sehr der weitaus größere Wohlstand der südrussischen Ansiedlungen zugegeben werden muß, so wenig läßt sich die gediegenere Lebensart der Mennoniten an der Wolga leugnen, bei denen im gesellschaftlichen Umgang bis in die Ausdrucksformen hinein mehr Solidität herrschte.

In den Familien an der Wolga sprachen die Einwanderer noch das preußische Platt, aber es war bereits abgewandelt und enthielt Beimischungen aus dem Hochdeutschen. Im Umgang mit den Kindern bevorzugten die Eltern fast durchweg das Schriftdeutsch, das naturgemäß eine starke westpreußische Färbung hatte und von späteren Slawismen nicht ganz frei blieb.

Bei den ursprünglichen Siedlern verdichtete sich in der Erinnerung die Liebe zur verlassenen Heimat zu einem bewußten Patriotismus. Die Geschichte des 1870er Krieges wurde mit starker Anteilnahme verfolgt und eifrig diskutiert. An den Wänden der Bauernstuben hingen die Bilder der preußischen Könige, des deutschen Kaisers und der Heerführer, sowie Darstellungen dieses Krieges. Die nachbarschaftlichen Gespräche hatten durchweg eine politische Nuance,

was übrigens eine strikte Loyalität gegenüber der russischen Regierung keineswegs ausschloß. Eine ausgesprochen russische Vaterlandsgesinnung aber, wie sie in den ukrainischen Kolonien nicht selten war, kannten die Alexandertaler nicht.

Die meisten Familien standen in regem Briefwechsel mit den zurückgebliebenen Verwandten in der alten Heimat. Die Briefe von drüben wurden bei sippenmäßigen und nachbarlichen Zusammenkünften gemeinsam gelesen und besprochen.

In Deutschland abonnierte Zeitschriften, christliche Blätter und Familien-Journale nährten die Erinnerungen und stärkten die Verbundenheit unter ihnen: „Buch für Alle“, „Gartenlaube“, „Illustrirte Zeitung“, „Über Land und Meer“, „Immergrün“, „Der Christenbote“, „Grüß Gott“, „Der Kinderbote“ (Elberfeld), „Wehr und Waffe“, „Der Wächter unter dem Kreuz“.

Ergänzend wurde als Tageszeitung der deutschsprachige „Petersburger Herold“ gelesen, der im Gemeinschaftsabonnement bezogen und später durch eigene Wochenschriften aus den ukrainischen Siedlungen: „Der Botschafter“ und „Die Friedensstimme“ sowie einen „Christlichen Familienkalender“ ersetzt wurde. Natürlicherweise war diese gemeinsame Lektüre Gegenstand abendlicher Aussprachen, bei denen selbstverständlich der Austausch von Erinnerungen an Westpreußen niemals fehlen durfte. Bis in kleinste Einzelheiten wurde in unermüdlichen Wiederholungen alles dort Erfahrene und Erlebte erörtert, so daß die nachwachsende Generation auf diese Weise mit der Urheimat eng vertraut wurde. Noch nach 40 Jahren, die seit seiner Kindheit und den Berichten seiner Vorfahren an der Wolga vergangen waren, fand sich der Verfasser bei seiner Rückwanderung in der Werderschen Geographie und Geschichte mühelos zurecht.

Der Belebung geistiger Interessen diente auch eine von Lehrer Martin Fast, der selbst zum ersten dichterischen Gestalter des bäuerlichen Lebens wurde, ins Leben gerufene Leihbücherei, die sich aus ansehnlichen Klassikerbeständen, leichterer Unterhaltungsliteratur bis hin zu Spielhagen, Marlitt und von Zobelitz und dem damals üblichen christlichen Erzählgut zusammensetzte.

Die Gastfreundschaft in der Ansiedlung gehörte zu den ungeschriebenen Gesetzen. Sie umfaßte nicht nur die Verwandtschaft, die Freundschaft oder die Nachbarschaft, die niemals ohne Bewirtung

entlassen werden durfte, sondern dehnte sich auch auf den „Fremdling in den Toren“ aus. Die meisten der Kolonisten hatten in den umliegenden Russendörfern einen Freund, mit dem Besuche gewechselt wurden. Das war, von Einzelfällen abgesehen, in denen etwa russische Ärzte oder Beamtenfamilien einbezogen wurden, stets ein Verkehr unter Männern; ein Umgang zwischen den Familien war nicht üblich. Dieser Umstand wird durch die gesamte gesellschaftliche Verschiedenheit hinlänglich erklärt. Es herrschte ein friedliches und wohlgesinntes Nebeneinander; einem engeren Miteinander stand wohl auch die religiöse Unterschiedlichkeit im Wege.

Natürlich wurden alle Sitten und Brauchtümer der alten Heimat beibehalten und an die nächste Generation überliefert. Festliche Anlässe, wie Verlobungen, Hochzeiten und Begräbnisse, wurden zu gemeinsamen Feiern, zu denen man Verwandte wie Freunde in großzügiger Weise einlud, so daß hierbei Zusammenkünfte bis zu 50 und mehr Familien keine Seltenheit waren.

Der Hochzeit ging eine mindestens dreiwöchige Verlobungszeit voran, während der das dreimalige Aufgebot in der Kirche erfolgte. Ein Standesamt gab es nicht. Auch bei der Verlobungsfeier war ein das Brautpaar einsegnender Prediger beteiligt; erst dann galt das Paar als gesellschaftlich anerkannt.

Unmittelbar vor der Hochzeit boten sich die Nachbarn den Brauteltern zur Hilfe an. Aus ihrer Mitte wurden zwei mit dem Amt eines „Hauswirts“ beauftragt, wozu der Empfang der Gäste, die Fürsorge für Kutscher, Pferde und Wagen, die Leitung der Küchenarbeiten und die Placierung und Betreuung der Gäste zählte. Sie wurden, je nach der Funktion, „Innenminister“ und „Außenminister“ genannt. Zum Helferkreis gehörten natürlich auch zwei Frauen der Nachbarschaft, die am Hochzeitstage das Kuchenbacken sowie den gesamten Küchendienst durchzuführen hatten. Damit blieben die Brauteltern am Festtage von allen Verpflichtungen befreit und konnten sich ungehindert ihren Gästen widmen. Die nachbarschaftliche Hilfe umfaßte auch die Ausleihe von Mobiliar, Eßgeschirr und sonst notwendigen Gebrauchsgegenständen. Die Festlichkeit fand in der Regel in allen verfügbaren Räumen des Hauses statt; im Notfall wurden dafür eingerichtete Speicher in Festsäle verwandelt.

Gegen 1 Uhr mittags sammelten sich die Gäste, um von eigens hierfür aufgeforderten jungen Mädchen an festlich dekorierten Tischen bewirtet zu werden. Aus Gründen der Entfernung waren Haustrauungen die Regel; nur die unweit der Kirche wohnenden Familien erlebten die Trauung im Kirchenraum. Hier erhielt der Akt insofern ein besonderes Gepräge, als das Brautpaar während des Zeremoniells unter eine aus Blumen gewundene Krone trat — offenbar eine sittenmäßige Anleihe bei der Orthodoxen Kirche, wo das Brautpaar unter dem Symbol der Märtyrerkrone zusammengesprochen wird.

Auf die Rückkehr aus der Kirche folgten im Sommer Spaziergänge in den Gärten oder auf den Feldern. Bis zum abendlichen Festessen bestand die Unterhaltung lediglich aus Gesprächen und einem ausgedehnten Meinungsaustausch, da Zusammenkünfte in so reicher Anzahl zu den seltenen Gelegenheiten der Gemeinsamkeit gehörten; Volksfeste von der Art, die die Gesamtheit der Dörfer zusammenführten, waren hier fremd.

Das feierliche Mahl wurde durch einen der anwesenden Prediger mit einer Abendandacht abgeschlossen, und damit war das Zeichen für den Aufbruch der elterlichen Generation gegeben. Der Rest des Festes gehörte der Jugend, die sich im geräumigen Bodenzimmer zu sammeln pflegte, um hier Volkslieder zu singen, Reigenspiele zu veranstalten oder gar — was nur bei einzelnen Familien statthaft war — zu tanzen.

Lieder und Spiele kamen aus der preußischen Tradition und wurden namentlich von der Jugend eifrig gepflegt. Mit Eintritt ins eigentliche Jugendalter war es geradezu Sitte, daß die Jungen und Mädchen alle bekannten Volkslieder abschrieben und sich aneigneten, so daß sie bei allen Anlässen frei mitgesungen werden konnten. Auch das gehörte, im Gegensatz zu den südrussischen Siedlungen, wo deutsche Volkslieder kaum noch bekannt waren, zum ererbten und gepflegten Allgemeingut. In den nachfolgenden Geschlechtern wurde dieser Liedgutbestand auch durch russische Volkslieder ergänzt.

Die so von der Jugend zu Ende gebrachte Hochzeitsfeier wurde meist erst in den Morgenstunden beschlossen.

Zu den Besonderheiten der Hochzeit gehörte es, daß sie stets nur an Donnerstagen stattzufinden pflegten, daß die junge Frau übli-

cherweise bis zum darauffolgenden Sonntag in ihrem Elternhaus verblieb und erst nach einem letzten gemeinsamen Kirchgang am Abend dieses Tages das Elternhaus verließ. An diesem Abschiedstag wurde stets eine „Nachhochzeit“ abgehalten, zu der die „Hauswirte“, Kochfrauen und alle diensttuenden jungen Mädchen eingeladen wurden.

Während der zweiten Hälfte des Oktober, nach Eintreten der ersten Fröste, war die Zeit der Schlachtfeste, die wiederum mit der Nachbarschaft gemeinsam begangen wurden. Ein solches Aufgebot an Helfern, Männern wie Frauen, war schon dadurch begründet, daß auf den einzelnen Höfen nicht weniger als vier bis fünf Schweine eingeschlachtet wurden. Nicht zuletzt war hieran auch die Jugend beteiligt, die so schon frühzeitig mit allen fachlichen Geheimnissen des bäuerlichen Schlachtens bekannt wurde. Bei Eintreten der Dämmerung waren meist alle erforderlichen Arbeiten beendet, und der Rest des Abends galt der Geselligkeit.

Alle diese nicht häufigen Anlässe im Leben der Kolonisten ließen ihren starken Gemeinschaftswillen offenkundig werden. Das kam in den hierbei entstehenden ausgedehnten Unterhaltungen, im Austausch von Gelesenem und Erinnertem zum Ausdruck und fand seine Fortsetzung im Dame- und Schachspiel; seltener war hier das Kartenspiel, bei dem Geldeinsätze verpönt waren.

Alkoholische Getränke waren auch bei festlichen Anlässen nicht üblich und wurden lediglich bei Schlachtfesten, auch hier nur in mäßigster Form, zugestanden.

Zu den bäuerlichen Vergnügungen zählte das herbstliche Schlittschuhlaufen, wozu hier reichlich Gelegenheit geboten war. Es blieb keineswegs auf die Jugend beschränkt, sondern fand gerade auch unter den Älteren eifrige Anhänger. Diese gemeinsamen Ausläufe in Gruppen trugen nahezu festlichen Charakter, zumal sich hierbei auch Gelegenheit bot, mit der benachbarten russischen Bevölkerung in Berührung zu kommen.

Zur Zeit der Schneeschmelze war das Reiten nicht nur angesichts der Weglosigkeit schlechthin eine Sache der Notwendigkeit, sondern darüber hinaus für die männliche Welt ein förmlicher Sport, bei dem Zaum- und Sattelzeug Gegenstände eines eifrigen Wett-eifers wurden. Sie galten hier als Rarität und waren in ihren

besseren Teilen regelmäßig Geschenkartikel aus Preußen. Die ost-russischen Wegverhältnisse um diese Jahreszeit boten bei derlei Ausritten Gelegenheit zu allerlei wagemutigen und abenteuerlichen Unternehmungen; daß dabei auch Wettrennen stattfanden, ist eine Selbstverständlichkeit. Der Verkehr zwischen Verwandten und Freunden konzentrierte sich erklärlicherweise auf die ruhige Winterzeit. Besonders willkommen war Besuch aus der alten Heimat, auf den gleichsam die gesamte Öffentlichkeit Anspruch hatte; er hatte regelmäßig eine Fülle von Einladungen zu berücksichtigen, wobei un-aufhörlich Nachbarschaftsabende veranstaltet wurden, in deren Mittelpunkt der Bericht des Gastes stand.

Landerwerb

Die bereits geschilderten Hemmnisse in der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie veranlaßten die Bauern, nach neuen Wegen zu suchen, um nicht völlig zu stagnieren. Vorerst sahen sie eine Möglichkeit in der Ausdehnung ihrer Anbauflächen. Die mit größerem Kapital Ausgestatteten hatten es sehr bald verstanden, ihren Landbesitz zu vergrößern; doch stand der Neuerwerb bald in keinem Verhältnis zu dem Landbedarf, den der nicht geringe Nachwuchs zunehmend mehr erforderte.

Als erster kaufte David W. Penner außerhalb des Siedlungsgebietes im ca. 50 km entfernten Neu-Bujan ein größeres Areal, auf dem er einen imposanten Gutshof mit Vorwerk errichtete. Ihm folgte bald darauf Jakob Wall, der in dem ca. 80 km entlegenen Kolzowka 1000 Dekjatinen Gutsland erwarb, um sie unter zwei Söhnen und zwei Schwiegersöhnen aufzuteilen. Damit entstanden außerhalb der Kolonie vier gut ausgebaute Höfe, die sich dank der günstigen Nähe zur Gouvernementsstadt wirtschaftlich so günstig entwickelten, daß die Besitzer schon sehr bald neues Land hinzu erwerben konnten.

Dieser wirtschaftliche Gewinn hatte indessen auch seine Gefährdungen. Die externe Ansiedlung drohte, den Zusammenhang mit der Gemeinde zu verlieren. Die Neusiedler von Kolzowka schienen sich dessen bewußt gewesen zu sein und verstärkten alle nur möglichen Beziehungen und Verbindungen, um sowohl mit der kirch-

lichen wie mit der kommunalen Gemeinde in Kontakt zu bleiben. Ihrerseits bemühte sich auch die Kolonie, den Zusammenhang aufrechtzuerhalten, und das gilt wiederum sowohl für die Vertreter des Dorfes als die der Kirche. Sie taten gut daran; denn es gab Fälle wie die Familie David Penner, wo die Aussiedlung einer äußeren wie inneren Auswanderung gleichkam und die Entfernung zu einer Entfremdung wurde.

Nicht mehr bloß individuellen Charakter hatte der Landerwerb bei der benachbarten lutherischen Kolonie Rettungstal, wo die Alexandertaler allmählich den ganzen Landbesitz aufkauften. Nachdem weitere Areale in dem nahegelegenen evangelischen Kaisersgnade und Ländereien in Wladimirowo, das ebenfalls jenen deutschen Kolonisten gehörte, erworben worden waren, ergab sich ein Gesamtzuwachs an Boden von etwa 1500 Deßjatinen.

Aber damit hörte die notwendig gewordene Ausdehnung nicht auf. In der Nähe des Mordwinendorfes Bessowka war der adlige Gutsbesitzer Mossolow wirtschaftlich genötigt, seine Ländereien zu veräußern. Hier, ca. 10 km von Neuhoftung entfernt, erwarben Johann Driedger-Orloff, Johann Epp-Schönau und Jakob Epp-Alexandertal rund 2000 weitere Deßjatinen für ihre Söhne. Etwa um die gleiche Zeit (1889) übernahmen dort Jakob Suckau, Johann Töws und Aron Reimer von demselben Gutsbesitzer nochmals 250 Deßjatinen. Mossolows Landreichtum war nahezu legendär. Der Verfasser erinnert sich, sie auf einer Strecke von über 25 km durchfahren zu haben.

Wenige Jahre später übernahmen von demselben Besitzer (ca. 3 km von Bessowka entfernt) Jakob Hamm, Jakob Wall und Jakob Töws wiederum ca. 600 Deßjatinen, auf denen drei größere Gutshöfe entstanden, die sich den Ortsnamen Alexandrowka beilegten.

Um die gleiche Zeit pachteten Peter Claassen, Kornelius Hamm und Johannes Wiebe bei den Tataren von Isjan-Timir 1200 Deßjatinen, um hier mit gutem Erfolg eine gemeinsam geführte Gutswirtschaft zu betreiben. Und nicht minder günstig erwies sich der Landerwerb bei den Tataren für Jonas Janzen und Peter Matthies, die 1896 500 Deßjatinen übernahmen, wobei später noch insgesamt 750 Deßjatinen hinzu erworben wurden; diese Zusatzankäufe ver-

teilten sich auf das vorhin erwähnte Alexandrowka und das tatarische Tugolbuga, nach dem die Höfe von Janzen und Matthies auch benannt wurden.

Alle diese Neuansiedlungen außerhalb der Kolonie führten landesüblich die Bezeichnung Chutor, worunter Einzelgutshöfe mit dem sie umgebenden, dazu gehörigen Landkomplex verstanden wurden.

Zum Unterschied von den südrussischen Mennonitensiedlungen, die aus ihrem Landfonds schöpfen konnten, um größere Tochterkolonien zu gründen, war Alexandertal hierin benachteiligt; es war genötigt, alle Initiative beim Landerwerb dem Einzelnen zu überlassen.

Bedingt durch diesen Mangel an Ausdehnungsmöglichkeit, wanderten die jungen Männer der Siedlung bereits verhältnismäßig früh in andere Gegenden ab oder waren gezwungen, Stellungen als Gutsverwalter, Kaufleute oder Dienste in andern Berufen zu übernehmen. Natürlich war das keine Lösung für die Dauer. Die Landfrage blieb akut; es gab in der näheren und weiteren Umgebung keinerlei Ländereien, die pacht- oder erwerbbar gewesen wären.

So schloß sich denn im Herbst 1897 ein Kreis von etwa einem Dutzend junger Männer zusammen, um gemeinsam auf Landsuche auszugehen. In der Gouvernementsstadt Samara holten sie sich im Verwaltungsamt der Apanagenländereien Rat, wo ihnen ein Areal von ca. 2000 Deßjatinen für eine Pacht auf 36 Jahre mit Vorkaufsrecht und mit dem Ziel einer etwaigen Erbpacht zu günstigen Bedingungen angeboten wurden. Es handelte sich um Steppenland, mittelwegs zwischen Samara und Ssyranj gelegen, 56 km von Samara und 5 km von der Bahnstation Besentschuk entfernt. Als besonders vorteilhaft erwies sich, daß der Siedlungspunkt fast unmittelbar an der Samara-Slatouster Bahnlinie gelegen war, zudem war in einer Entfernung von 20 km der kleine Wolgahafen Jekaterinowka gelegen.

Die Verwaltung dieser Ländereien hatte sich mehrfach bemüht, hierfür russische Siedler zu gewinnen, doch scheiterten alle derartigen Versuche an dem hier bestehenden Wassermangel. Es gab dort lediglich einen kleinen See, der während der Sommermonate austrocknete; die russischen Bauern aber siedelten gewohnterweise nur an Flüssen. So war die Apanagen-Verwaltung an unsern deut-

schen Bauern besonders interessiert und gestaltete ihre Bedingungen demgemäß äußerst günstig: man bot zwei völlige Freijahre, erst mit dem 3. Jahr wurde ein Pachtzins in Höhe von 1,25 Rbl. je Deßjatine bemessen; auch die allmähliche Steigerung des Pachtzinses wurde in äußerst mäßigen Grenzen gehalten. Das Bauholz, das der Staat den Siedlern ungemein preiswert zur Verfügung stellte, konnte vom nahegelegenen Wolgahafen leicht herangeschafft werden.

Nach Besichtigung des Landes und Prüfung der Bodenverhältnisse wurde der Pachtvertrag im Blick auf die guten Absatzbedingungen unmittelbar abgeschlossen. Bereits zu Beginn des Frühlings 1898 wurde die Siedlungsarbeit aufgenommen. Wo eigene Pferdekräfte noch nicht ausreichten, wurden aus der Umgebung Ukrainer mit ihren Ochsen gespannen in Dienst genommen. Im Sommer ging man an den Aufbau der Gutshöfe, grub Brunnen und entfaltete inmitten der einsamen Steppe eine rastlose Pionierarbeit. Wohl gaben die Brunnen gutes wie ausreichendes Wasser, doch erforderten sie eine Tiefe von 20 m. Schon die erste Ernte belohnte Fleiß und Mut und ließ die jungen Kolonisten eine günstige Zukunft erwarten.

Nicht ohne Bedeutung und Nutzen für die junge Siedlung, die den Namen „Pessotschnoje“ (= das Sandige) trug, war die am Bahnhof gelegene staatliche landwirtschaftliche Versuchsstation, die von einem Professor der Agrikultur geleitet wurde. Er erwies sich an der Siedlung nicht nur interessiert, sondern war als Kenner von Boden- und Witterungsverhältnissen ihr treuer Berater. So kam seine wissenschaftliche Arbeit auch diesen Kolonisten zugute: hier wurden neue Maschinen und Geräte versucht und demonstriert, und die Ergebnisse auf den Versuchsfeldern, wie die Auswertung beim Experiment neuer Düngemittel und im Anbau von Getreidesorten bekamen ihren Wert auch für die Neusiedler.

Es handelt sich hierbei vor allem um Versuche mit neuen Weizensorten, die hier gut gediehen. In Alexandertal war bis dahin Winterweizen ausschließlich aus Deutschland bezogen worden; doch bei der Ungunst der winterlichen russischen Witterung brachten Versuche keinen Erfolg, so daß sich der Anbau von Winterweizen nicht lohnte. Nicht viel besser stand es mit dem Sommerweizen, der ausschließlich auf frischem Steppenboden gedieh. So sahen sich die Bauern veranlaßt, in der Hauptsache nur wenig rentable Getreide-

arten anzubauen. Um so dankbarer waren sie darum, als ihnen die Versuchsstation in Besentschuk mit einem erprobten schwedischen Winterweizen neue Möglichkeiten an die Hand gab. Die Siedler von Pessotschnoje, die größere Versuche aus erster Hand durchführten, wurden so die Nutznießer dieser landwirtschaftlichen Neuerung. Einzig auf dieser Grundlage erzielte die junge Siedlung ihre großen Erfolge und kam damit leicht über die Anfangsschwierigkeiten hinweg.

Schon nach wenigen Jahren lag inmitten der baumlosen öden Steppe eine Reihe stattlicher Bauernhöfe, die von größeren Gartenanlagen umgeben waren.

Wirtschaftliche Entwicklung

Wie gesagt: ungeachtet aller Bemühungen ging die eigentliche landwirtschaftliche Entwicklung in der Alexandertaler Kolonie nur sehr langsam voran. Es wurde schon von Bauern berichtet, die zu Wohlstand gelangt waren und größere Ländereien erworben hatten; doch die Mehrzahl der Kolonisten blieb wirtschaftlich gefesselt. Die Landpreise waren stabil; für einen ausgebauten Bauernhof mit 65 Deßjatinen kultivierten Bodens wurden 1890 nur 4500—5000 Rubel bezahlt.

Zu Beginn der 90er Jahre schlossen sich, um wenigstens an anderer Stelle einen Fortschritt zu versuchen, vier Landwirte zu einer Molkereigenossenschaft zusammen. Sie legten hierbei eigenes Kapital an, fanden auch andere willige Teilhaber und vertrauten die Molkerei einem dem Baltikum entstammenden Fachmann, dem Esten Martin M. Sander an, der mit einigen ausgebildeten Gehilfen in Alexandertal eine gut eingerichtete Molkerei in Betrieb nahm. An Milchlieferanten konnte es nicht mangeln, entstand doch hier für die Bauern eine Einnahme, die sie bis dahin allzusehr entbehrt hatten.

Die Molkerei bewirkte, daß das Milchvieh in seinem Bestand vergrößert und in der Qualität verbessert wurde; eine Reihe von Kolonisten verdoppelte ihren Rinderbestand in kurzer Zeit. Das bedeutete für sie eine monatliche Sondereinnahme von, je nach Viehbestand, 100—300 Rubeln. Damit wurde der Geldmangel in den

Bauernhäusern zum guten Teil behoben; man war nicht mehr von Ernte zu Ernte auf den jeweiligen Getreideverkauf oder auf die zufälligen Einnahmen vom Verkauf des Federviehs abhängig.

Der ausgezeichnete Käse Tilsiter Art fand unerwarteten Absatz, nicht nur in der Gouvernementsstadt, sondern in allen Teilen Rußlands. Der Alexandertaler Käse fehlte auf keiner landwirtschaftlichen Ausstellung des Landes. Das ermutigte, im Verlauf der nächsten Jahre drei weitere Molkereien zu begründen, für die die Bauern sämtlicher Dörfer die Milchlieferanten wurden.

Die landwirtschaftlichen Nebengewerbe erfuhren noch auf einem anderen Gebiet eine Förderung. Die ganze Siedlung verfügte über nur zwei Windmühlen, die lediglich Schlichtmehl lieferten und auch hierin den Bedarf nicht zu befriedigen vermochten. So waren die Bauern genötigt, ihr Mahlgut zu außerhalb gelegenen Wassermühlen zu bringen, wobei sich für sie außerordentlich große Zeitverluste ergaben.

Im Ausgang des vergangenen Jahrhunderts kamen in Rußland die ersten Rohölmotoren auf. Wohl gab es im Marktort Melekess und in Samara seit langem Dampfmühlen, die beste Feinmehle produzierten und damit einen internationalen Exportartikel schufen. Doch waren hierzu Verbindungswege und Eisenbahnen nötig. Da Rohöl verhältnismäßig billig war und von Baku stromaufwärts auf dem billigen Wasserwege transportiert wurde, waren Rohölmotoren als Antrieb für Mühlenwerke äußerst günstig.

Der Alexandertaler Peter Klaassen aus Lindenau erbaute die hier erste Motormühle, freilich des Absatzes halber in der Kreisstadt Stawropol an der Wolga. Die Mühle erwies sich als so rentabel, daß daraufhin näher zur Kolonie und in ihr selbst Mühlen entstanden, die wohl bessere Mehle produzierten, jedoch als Kleinbetriebe mit nur mittleren Mehlsorten den Großmühlen keine Konkurrenz bieten konnten. Immerhin waren sie unter den gegebenen Umständen lohnend. Bis 1914 gab es in unserer Kolonie sechs menonitische Mühlenbesitzer.

Wie bereits angedeutet, gab den Ausschlag für die wirtschaftliche Entwicklung der Weizenanbau; der Weizenpreis stand je Pud mindestens 20 Kopeken über dem für Roggen; infolge vermehrter Nachfrage stiegen die Weizenpreise beträchtlich. Zu Beginn der 80er

Jahre gab es unter den Kolonisten bereits eine Reihe von Getreidehändlern, die für große russische Firmen Korn aufkauften und auch den Transport per Schlitten oder Wagen organisierten.

Während der ersten Jahrzehnte wurde in Alexandertal das Getreide mit Sicheln oder Sensen geschnitten, wozu naturgemäß größere Gruppen von Schnittern benötigt wurden. Sie bestanden im wesentlichen aus Gruppen von Tataren, die sich gleichsam in privater genossenschaftlicher Form den deutschen Bauern, zumeist auf dem Markt, verdingten. Der Schnitterlohn wurde z. T. in Naturalien, der Rest in barem Geld ausbezahlt; die Aberntung, das Schneiden und Binden, wurde je Deßjatine mit 5—10 Rbl. entlohnt. Bei diesen Erntearbeiten erschienen die Tataren mit ihrem gesamten Familienanhang, wobei nicht einmal die bei der tatarischen Vielehe zahlreichen Kinder in den Dörfern zurückgelassen wurden.

Erntemaschinen traten zuerst in den 80er Jahren auf. Es begann damit, daß einige der Kolonisten sich um die Beschaffung eines Garbenbinders aus den USA bemühten; es erwies sich jedoch, daß die Konstruktion dieser Maschine dem stärkeren Getreidewuchs in Rußland nicht gewachsen war. Diese ersten Maschinen wurden sehr bald Museumsstücke in den bäuerlichen Schuppen.

Nach diesen ersten Erfahrungen gab man den in inländischen Fabriken hergestellten primitiveren Getreidemähern mit Handablage den Vorzug, obschon sie nur bei schwächerem Getreidewuchs den Ansprüchen wirklich genügten. Man blieb bei diesen landeseigenen Fabrikaten um so mehr, nachdem auch weitere Versuche mit importierten Mähmaschinen gescheitert waren.

Indessen entwickelte sich die Technik auch in Rußland, wenn auch nur langsam. Ackergeräte, Pflüge und Sämaschinen neuerer Konstruktion verdrängten ältere Systeme. Solange die Ernten leidlich gediehen, kannte die Kolonie keine wirkliche Not.

Hier verdient ein besonderes Datum der Siedlungsgeschichte, das sich glücklicherweise nicht mehr wiederholt hat, festgehalten zu werden. Das Jahr 1891 brachte infolge der Dürre eine vollständige Mißernte. Die Felder waren in weiten Flächen ausgedörrt und von Unkraut überwuchert. Hinzu kam eine Heuschreckenplage. In der Kolonie selbst waren noch Getreidevorräte vorhanden, so daß bei

der üblichen gegenseitigen Hilfe niemand zu hungern brauchte. Glücklicherweise war die Kartoffelernte ergiebiger ausgefallen und milderte die Not. Hingegen wurde die Umgebung, namentlich unter den Tataren, wo die ohnehin kärglichen Vorräte schnell aufgezehrt waren, von einer förmlichen Katastrophe heimgesucht. Bettlerscharen durchzogen die mennonitischen Dörfer, auf den Höfen übernachteten hungrige Tataren, und in den Häusern entwickelte sich geradezu eine Hilfsaktion, die auch im nächsten Frühjahr nicht aufhörte, wo von den Kolonisten Lebensmittel eingesammelt und den notleidenden Dörfern zugeleitet wurden.

Die Ernten der folgenden Jahre schufen einen gewissen Ausgleich, die Getreidepreise stiegen an, und damit erhöhte sich auch der Landpreis.

Einen Umschwung in der Geschichte der Siedlungswirtschaft brachte erst die Jahrhundertwende. Sie war durch den Weizenanbau gegeben; entsprechend stiegen auch die Landpreise, die sich im Vergleich mit der Gründungszeit verdoppelten: 65 Deßjatinen hatten bereits den Preis von 8000 bis 9000 Rbl. Der allgemeine Aufstieg verlief sogar schnell.

Seit 1905 wurden in Rußland neukonstruierte amerikanische Erntemaschinen importiert. Der Wille zum Fortschritt drängte einige unternehmungslustige Alexandertaler in die Stadt Samara, um bei der dortigen Maschinenhandlung Könitzer & Co. die ersten Garbenbinder in Augenschein zu nehmen. Sie brachten drei Maschinen mit, die sich durchaus bewährten; sie versagten auch bei stärkerem Getreidewuchs nicht. Das veranlaßte einige fortschrittliche Kolonisten, 1906 auch in Alexandertal eine Niederlage landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte einzurichten. Neben Erntemaschinen, Grassähern, Heurechen, Drillmaschinen wurden verschiedene Pflugmodelle und Milchzentrifugen eingeführt. Diese Modernisierung des landwirtschaftlichen Betriebes warb für sich selbst. Der Absatz wuchs spontan.

So kam es zur Gründung eines landwirtschaftlichen Maschinengeschäfts unter dem Namen „Handelshaus Harder, Wiebe & Co.“, und damit hielt die landwirtschaftliche Technik ihren Einzug auch in die Ansiedlung. Bereits 1907 eröffnete die Firma eine Filiale im Marktort Koschki, wo die umliegende Bevölkerung sowohl ihr Getreide zu verkaufen als auch ihren Bedarf an Geräten einzudecken

pfl egte. Mit dieser Eröffnung des mennonitischen Handelshauses gelang ein Vorstoß, der sich strahlenförmig in die Umgebung bis zu 100 km auswirkte.

Es war auch den primitiven Völkern einsichtig, welcher Nutzen ihnen hierdurch erwuchs. Kombinierte Dreschsätze ersparten die Lagerung des geernteten Getreides und beendeten die Druschzeit gleichzeitig mit der Erntesaison.

Freilich war der Antransport der Maschinen zur Niederlage einstweilen noch reichlich umständlich; sie mußten von der damaligen Endstation Melekess per Achse herangeschafft werden, bis 1910 die Bahnlinie Wolga—Bugulma diesem Umstand ein Ende setzte. Das Marktdorf Koschki wie die Kolonie Alexandertal erhielten hier in der Bahnstation Pogrusnaja in geringer Entfernung die längst ersehnte moderne Verkehrsverbindung. Damit war die Kolonie an die Eisenbahnlinie Simbirsk—Bugulma—Ufa angeschlossen, was vor allem für die wirtschaftliche Entwicklung von großer Bedeutung wurde.

Der Russisch-Japanische Krieg 1905/6 war an Alexandertal spurlos vorübergegangen. Die Geschehnisse auf dem fernen Kriegsschauplatz wurden lediglich durch die Zeitungen verfolgt. Die einzige sehr mittelbare Berührung vollzog sich dadurch, daß ein paar Offiziere auch in unserer Siedlung eine „Remonte“ abhielten, wobei die Pferde zu Marktpreisen bezahlt wurden.

Im Gefolge dieses von Rußland verlorenen Krieges brach bekanntlich eine Revolution aus, die jedoch Alexandertal kaum beunruhigte. Die Unruhen beschränkten sich auf die Umgebung, wo revolutionäre Gruppen die Bauern aufwiegelten, russische Güter überfielen und in Brand setzten oder ausraubten, wobei große Werte vernichtet wurden. Auch an gelegentlichen Brutalitäten fehlte es nicht, was wesentlich dadurch zu erklären ist, daß die Aufständischen vorher Spritbrennereien ausgeraubt hatten.

Es gelang dem russischen Ministerpräsidenten Stolypin durch Landgesetzgebungen die Revolution nicht nur in ihren Ausmaßen einzudämmen, sondern sie auch völlig zu ersticken. Seine Aufhebung des bekannten Mir-Systems, das im Volk eine alte Tradition hatte, gab dem Bauern das Land zum individuellen Eigentum. Leider war der Mushik für dieses ihm so unvorbereitet geschenkte Eigen-

tumsrecht schlecht genug erzogen. So war es nicht zu vermeiden, daß die wirtschaftliche Gleichgültigkeit bei den bäuerlichen Massen zu einer Fehlentwicklung führte. Wendige und wohlhabendere Bauern nutzten die Zeit auf ihre Weise: sie kauften, wo immer möglich, Landanteile auf, ließen sie mit ihren eigenen Zuteilungen arondieren und entfalteten unter der bestehenden Konjunktur mit Hilfe fragwürdiger Spekulationen ihre bäuerliche Privatwirtschaft. Solche kleinen Bauerngüter schossen wie Pilze aus der Erde empor. Die modernen technischen Hilfsmittel erleichterten ihren Aufstieg. Im Volksmund wurden sie „Kulak“ (= Faust) genannt. Hatte es diese Nutznießer auch schon während des Mir-Systems gegeben, kleinere Wucherer, die es verstanden, sich ihre ärmeren Nachbarn zu verpflichten und sie auszubeuten, so erlebten sie jetzt ihre Blütezeit.

Aber das russische Dorf kannte noch eine andere Not: nicht wenige unter den Mushiks hatten aus persönlichen Gründen ihre geringen Landanteile verkauft und standen plötzlich entwurzelt und als soziale Last der Gesellschaft da. Wohl gab es eine staatliche Übersiedlungsverwaltung, zu deren Aufgabe es gehörte, Landlose aus dem europäischen Rußland zu Ansiedlern im freien Sibirien zu machen; sie arbeitete jedoch zum Unheil für die Gesamtentwicklung zu zögernd, als daß von ihr eine Not von so großem Ausmaß behoben werden konnte. Solche sibirischen Siedler erhielten neben freier Bahnfahrt nur geringe Unterstützungen, die eher einem Almosen gleichkamen, so daß ihre Überführung sich sozialpolitisch als ein Mißgriff auswirkte. Wer will entscheiden, ob es hier angesichts der großen Aufgaben, die dieser Menschen jenseits des Urals warteten, bei den maßgeblichen Stellen an Weitblick, Organisations-talent oder an gutem Willen fehlte. Jedenfalls wurden viele dieser Landlosen zu Trägern einer dauernden Unzufriedenheit, die sich schließlich in einer totalen Umwälzung entladen mußte.

In den Annalen von Alexandertal wäre für das Frühjahr 1910 der Besuch des Ministerpräsidenten P. A. Stolypin zu verzeichnen, der sich mit einem großen Gefolge ansagte: mit dem Landwirtschaftsminister, dem Gouverneur von Samara und anderen höchsten Beamten. Offenbar lag ihm daran, die Kolonie Alexandertal kennenzulernen und die auf Grund seines Gesetzes entstandenen russischen Einzelgüter (chutorskoje chosjaistwo) zu besichtigen. Es war selbstverständlich, daß der hohe Regierungsvertreter auf seinen weiten

Reisen durch das Land von einer Polizeitruppe geschützt wurde. In der Kolonie selbst wurde für diesen Besuch ein besonderes Komitee gebildet, das die Versorgung des hohen Gastes verantwortlich übernahm. Der Minister wurde von den Kolonisten in einem Landauer abgeholt, der mit vier Rassepferden bespannt war, und in entsprechender Aufmachung wurde auch sein Gefolge eingeholt. Mit sichtlichem Interesse wurden während der Fahrt die soliden Bauernhöfe, die sauber bearbeiteten Felder und alle Einrichtungen der Kolonie gemustert. Erst vor der Kreisverwaltung wurde haltgemacht. Die berittene Polizeitruppe, die bisher den Wagenzug begleitet hatte, wollte sich vor dem Kreishaus gebührend postieren; hier jedoch löste der Polizeichef die Wache auf mit der Bemerkung: Unter diesen Deutschen sei keine Wache vonnöten! Damit hatte er den Mißmut des Gouverneurs erregt, der als russischer Patriot darin eine Bevorzugung der Deutschen erblickte. So saß er denn verdrossen abseits auf der Veranda, indessen der Minister den Oberschulzen und den Gemeindeältesten begrüßte und sich von ihnen einige Fragen beantworten ließ. Es fiel auf, daß sich Stolypin im Gespräch mit dem Kirchenältesten der deutschen Sprache bediente.

Beim Aufstieg zur Treppe sang unser Chor die russische Nationalhymne, die den Gouverneur vermutlich wieder versöhnt haben wird.

Eingehende Unterhaltungen in der Kreisverwaltung betrafen Einzelheiten in der Organisation, im Vermögensstand, in Steuerfragen und die allgemeine wirtschaftliche Lage.

Der Minister schien sichtlich beeindruckt; er fand sehr anerkennende Worte über alles Gehörte und Gesehene, verabschiedete sich und äußerte den Wunsch, einige Bauernhöfe zu besichtigen.

Sein nächstes Reiseziel war das russische Borma, wo nach Auflösung des Mir bereits eine Anzahl von Einzelgehöften entstanden war.

Als Gradmesser für die weitere wirtschaftliche Entwicklung kann der ständig steigende Absatz landwirtschaftlicher Maschinen gelten, wobei das Handelshaus den Bedarf kaum noch zu befriedigen vermochte. Es konnten in diesen Jahren, nachdem der Marktflecken Koschki auf Grund seiner günstigen Lage zum Zentrum des Unternehmens geworden war, Filialen in Alexandertal, in Melekess und

in Hohendorf Am Trakt eingerichtet werden. Auch die Motorisierung begann jetzt ihren Lauf durch diese entlegenen Provinzen des europäischen Rußlands. Die Landwirtschaft wie das Handwerk nahmen das neue Antriebsmittel auf, so daß die Druscharbeit auf den größeren Kolonistenhöfen jetzt motorisiert geschah. Das Handelshaus übernahm neben dem Vertrieb der neuesten landwirtschaftlichen Maschinen als besonderen Zweig auch den Mühlenbau.

Die Auswirkung dieser Technisierung griff längst weit über den engeren kolonistischen Bereich hinaus und begann die weitere Umgebung umzugestalten. In vielen primitiven russischen Hütten stand bald eine Zentrifuge, das Korn auf den Äckern wurde maschinell eingesät und geschnitten, und wo ein größerer Artikel die Kaufkraft des einzelnen überstieg, wurde er in Gemeinschaft erworben. Die Umgebung der Kolonie spiegelte ihren Kulturwillen unübersehbar wider.

Unterdessen hatte auch die einheimische russische Industrie sich entwickeln können. In der Produktion landwirtschaftlicher Maschinen waren es vorab deutsche Unternehmer und unter ihnen überwiegend Mennoniten, die in der Hauptsache im Süden ihre industriellen Betriebe aufgebaut hatten: Löpp & Wallmann, Franz & Schröder, Heinrich Neufeld, Peter Köhn, Peter Koop u. a. Dazu die Firmen Emil Lipphardt-Moskau, Langensiepen-Petersburg, Gebr. Elworthy-Jelisawetgrad, Johann Höhn-Odessa, Helfferich-Sadé-Rostow, Gebr. Schäfer-Baronsk, die Dreschsätze, Pflüge, Pumpen, Getreidereinigungsmaschinen und sonstige Geräte herstellten. Trotz dieser sich immer mehr ausdehnenden Produktion zugunsten der russischen Agrikultur befriedigte sie nicht mehr als ein Drittel des Bedarfs, der Rest mußte durch Import bestritten werden. Das Handelshaus führte aus Deutschland, Schweden, Frankreich, der Schweiz, England und nicht zuletzt USA diverse Erzeugnisse ein. 1913 kamen Trecker hinzu, so daß in dieser Zeit jenes entlegene russische Gebiet mit allen neuesten Erzeugnissen der landwirtschaftlichen Industrie nicht geringer als etwa die andern europäischen Länder versorgt war.

Wie schnell der Technisierungsprozeß sich vollzog, mag an Hand einiger Zahlen verdeutlicht werden, bei denen man sich den verhältnismäßig kleinen Aktionsradius vorstellen sollte. Der Jahresabsatz des Handelshauses betrug 1913: 250 Mähbinder, 200 andere

Mähmaschinen, 1000 Pflüge, 150 Säemaschinen, 100 Dreschsätze mit Göpel oder Motorantrieb, 200 Milchzentrifugen, hinzu kamen noch Pferderechen, Arbeitswagen u. a. Das bedeutet, im Geldwert ausgedrückt, einen nicht seltenen Tagesumsatz von über Rbl. 50 000,—.

Diesem wirtschaftlichen Aufschwung entsprachen in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg auch die Landpreise. Eine „Feuerstelle“ (65 Deßjationen) hatte ihren Wert verdreifacht und war unter Rbl. 15 000,— kaum zu haben.

1910 wurde ein Landwirtschaftlicher Verein ins Leben gerufen, dem eigene Versuchsfelder zur Verfügung standen, auf denen neue Saaten wie moderne Maschinen erprobt wurden. Auf seine Anregung hin wurde die Dreifelderwirtschaft durch eine Vier- und Mehrfelderwirtschaft abgelöst. Er führte für die Verbesserung der Rinderzucht Zuchttiere aus der Schweiz, Zuchthengste aus Oldenburg wie auch aus russischen Gestüten ein, so daß bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges auf allen wirtschaftlichen Gebieten ein geradezu erstaunlicher Aufschwung sich vollzog. Es war dies die Blütezeit von Alexandertal. Im Rückblick auf den Beginn der Ansiedlung konnte festgestellt werden, daß der Landbesitz binnen zwei Generationen sich verdoppelt hatte.

Einwirkungen der Umwelt

Nur wenige der ersten Ansiedler erlebten diese Zeit noch mit. Waren sie aus Not zu Auswanderern geworden, so konnten sie sich in dieser fremden Umwelt nur gezwungenermaßen zurechtfinden. Trotz aller beachtlichen Pionierleistung hatte ihre innere Haltung mit der Entwicklung der äußeren Verhältnisse kaum Schritt gehalten; im eigentlichen Sinne waren sie nie ausgewandert. Bis zuletzt blieb in ihnen die Sehnsucht nach der alten Heimat wach.

Gewiß wurde der alte Lebensstil auch in der nächsten Generation nicht preisgegeben. Die Jugend sang weiter die mitgebrachten alten Lieder; die gebotenen russischen Bildungsmöglichkeiten aber mußten notwendigerweise auch auf das Liedgut abfärben. Musikinstrumente wie Ziehharmonika, Gitarre, Balalaika, wie die einfache Weidenflöte wurden von der russischen Umwelt übernommen. In die Umgangssprache mischten sich russische Begriffe und Bezeich-

nungen. Die übliche Anrede mit „Herr“ und „Frau“, die übrigens in den südrussischen Siedlungen nicht gebräuchlich war, wurde zugunsten der russischen Art zurückgedrängt, bei der bekanntlich jedermann mit seinem Eigennamen und dem Vatersnamen angesprochen wird; das machte den Familiennamen meist entbehrlich. Russische Sprichwörter begannen Bestand des Redestils zu werden. Im bäuerlichen Betrieb zwangen die Wegverhältnisse dazu, das altpreußische Fuhrwerk durch den „Tarantas“ zu ersetzen (Korbwagen leichter Bauart, gefedert oder ungefedert); freilich wurden die traditionellen Wagen noch lange zu Besuchszwecken wie für die Kirchenfahrt gebraucht. Erst um die Jahrhundertwende kam hier aus Südrußland die dort allgemein übliche „Droschke“, eine Art Landauer, auf.

Auch das überlieferte deutsche Pferdegeschirr wurde mit „Chomut“ (= Kummt) und Krummholz („Biegel“) ersetzt. Namentlich im Winter erwies sich der russische Schlitten und das Pferdegeschirr bei den schmalen Fahrbahnen als erheblich praktischer. Die Kolonisten übernahmen darum auch die russische „Para“ und „Troika“ (Zwei- und Dreigespann).

Lediglich bei der Feldarbeit blieb das Geschirr deutscher Art im Gebrauch, da es sich hier als zweckmäßiger erwies.

Eine Anpassung an die Umwelt wurde nicht zuletzt durch die städtischen Bildungsanstalten bewirkt, auf die die Kolonistensöhne angewiesen waren. Wer sich mit den kolonistischen Zentralschulen nicht zufriedengab, besuchte russische Gymnasien oder Fachschulen. Bis 1914 brachten es fünf Siedlersöhne zu einem abgeschlossenen akademischen Studium. Nach der Revolution kamen aus der Alexandertaler Emigration noch einige hinzu.

Es lag nahe, daß die lernende oder studierende Kolonistenjugend sich von der städtischen Gesellschaft angezogen fühlte; sie wurde um so versuchlicher, als sich in der heimatlichen Dorfgemeinschaft kaum geeignete Ehepartnerinnen fanden. Dennoch sind in der gesamten Geschichte unserer Kolonie nur zwei Fälle bekannt, wo Kolonisten Russinnen heirateten. Immerhin bestand durchaus die Gefahr einer gesellschaftlichen Auflösung bei fortschreitender kultureller Entwicklung. Der vollständige Assimilationsprozeß hätte gegebenenfalls nur eine Frage der Zeit zu sein brauchen.

Es ist für die Struktur der mennonitischen Gesellschaft bezeichnend, daß bei einer volklichen Entfremdung sich immer auch eine religiöse Lösung vollzog. Bewahrend für das Mennonitentum wirkte sich auch die Tatsache aus, daß die bis 1906 fehlende Gewissens- und Glaubensfreiheit einen Anschluß Außenstehender an das Mennonitentum unmöglich machte. Völlig ausgeschlossen war eine Konversion des russischen Mannes, der sich durch seinen Übertritt wenigstens theoretisch der Militärpflicht entzogen hätte; ganz abgesehen davon, daß den Mennoniten das Konvertitenmachen untersagt war und die Gemeinden grundsätzlich keinen Wehrpflichtigen aufnahmen.

Da es eine höhere Bildungseinrichtung innerhalb der Kolonie nicht gab, versuchte eine Interessengemeinschaft die Einrichtung einer privaten Aufbauschule, die in den Plänen stecken blieb. Das Projekt scheiterte an der Engstirnigkeit der Bauern, die derlei Vorhaben als für den Bestand der Gemeinschaft für unwichtig hielten. Erst in der Revolution 1917 wurde die Institutionierung eines Progymnasiums, das dann später zu einer regelrechten höheren Lehranstalt ausgebaut wurde, möglich; die Finanzierung aber war im letzten Stadium Staatsache.

Schlimmer stand es mit dem Gesundheitswesen. Innerhalb der Siedlung gab es nur gelegentliche Homöopathen oder Biochemiker, die dilettantischerweise den notwendigsten Gesundheitsdienst versahen. In ernsteren Fällen blieb die Kolonie auf das Kreiskrankenhaus in Koschki angewiesen, das durchweg mit guten ärztlichen Fachkräften besetzt war.

Die altrussischen Kreiskrankenhäuser verdienen eine besondere Erwähnung. In ihnen war alle ärztliche Betreuung grundsätzlich kostenlos; weder die ambulante noch die stationäre Behandlung wurde seitens der Patienten entschädigt, und ebenso wurden aus der Krankenhaus-Apotheke sämtliche rezeptierte Medikamente kostenlos verabfolgt. Bemerkenswert war hier die Hingabe der beamteten Ärzte, die für jeden Kranken bei Tag und Nacht erreichbar blieben. Wohlgemerkt war die Besoldung des russischen Beamten in jener Zeit geradezu mangelhaft. Diese vorbildliche Dienstauffassung wurde seitens der Gesellschaft, zu der in diesem Fall auch regelmäßig Vertreter des Kolonistentums gerechnet wurden, stets in gebührender Weise anerkannt und bei Verabschiedungen

von Ärzten in großzügiger Weise festlich begangen, wobei man sie sowie ihre Familien mit auserlesenen Geschenken zu honorieren pflegte.

Neben dieser öffentlichen Krankenbetreuung gab es in Koschki Zahnärzte und Dentisten, während Privatärzte sich nur in den Städten niederließen.

Die Kindersterblichkeit war, wie allgemein, so auch hier erschreckend groß. Überhaupt fehlte es an jeder hygienischen Unterweisung, wobei namentlich die Kinderpflege besonders im Argen lag. Die wenigen zur Verfügung stehenden fachlich vorgebildeten Hebammen vermochten nicht, den bestehenden Bedürfnissen gerecht zu werden.

Die fleisch- und fettreiche bäuerliche Ernährung, die während der langen Wintermonate kaum Gemüse kannte, tat das ihre, so daß die allgemeine Gesundheitspflege oft viel zu wünschen übrigließ. Badeeinrichtungen waren im allgemeinen unbekannt und beschränkten sich lediglich auf die Sauna.

Alle erwähnten Lebensumstände sowie eine gewisse Neigung zur Inzucht, zu der das kleine Maß der Kolonie verführte, aber auch das ungewohnte herbe kontinentale Klima bedingten Erkrankungen, unter denen die Tuberkulose zu den opferreichsten gehörte.

Gelegentlich traten landesbedingte Epidemien auf (Typhus und Cholera), die aber bei den Mennoniten im Gegensatz zur russischen Bevölkerung niemals zum Massensterben führten.

Der Forstdienst

1874 wurde in Rußland die allgemeine Wehrpflicht auch auf die deutschen Kolonisten ausgedehnt. Es wirkt in diesem Fall wie ein Sprachkulk, daß im Russischen die Vokabel „Wek“ eine Doppelbedeutung hat: sie kann als Ewigkeit wie als Jahrhundert ausgelegt werden, so daß das für „ewige Zeiten“ geltende Privileg der Wehrfreiheit für die Kolonisten auf ein Jahrhundert zusammenschumpfte.

Für die Mennoniten rührte eine solche Entscheidung an die Wurzel ihrer gemeindlichen Existenz. Es gelang einer Abordnung, der

Regierung in Petersburg einen „Ersatzdienst“ abzurufen, während die Andersgläubigen dem Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht bedingungslos unterstellt wurden. Der zugebilligte Staatsdienst für die Mennoniten wurde im Sinne einer Waldpflege und Aufforstung in den Kronswaldungen bzw. in baumarmen Gegenden auf „Forsteien“ vereinbart.

Hierbei wurde das allgemeine Landesgesetz, das die Dienstzeit für vier Jahre bestimmte, aufrechterhalten. Alle Ausnahmen, die hier in Geltung waren, wurden auch auf die „Forstkommandos“ der Mennoniten übertragen: Mittelschüler dienten drei, Abiturienten zwei Jahre, Akademiker ein Jahr.

Das Ministerium für Landwirtschaft und Forsteien bestimmte den Dienort und bestellte Förster und Oberförster als den Forstkommandos vorgesetzte Beamte, die in staatlicher Besoldung standen. Auch stellte das Ministerium hierfür Gebäude zur Verfügung, die jedoch auf Kosten der Mennonitengemeinden ausgebaut und eingerichtet werden mußten. Ebenso waren Unterhaltungskosten und Einkleidung der Kommandos sowie alle Reisekosten Gemeindegeldsache. Diese Lasten wurden durch eine besondere Steuerumlage, die sich gleichmäßig auf sämtliche Gemeinden verteilte, bestritten. Als verantwortliche öffentliche Person wurde von ihnen ein Präsident bestellt, der das uneingeschränkte gemeindliche Aufsichtsrecht für alle Forsteien wahrnahm.

Nicht nur hatte der Staat das Einweisungsrecht der Forstrekruten, sondern auch die Verpflichtung, Ländereien für die Selbstversorgung der Forstkommandos zur Verfügung zu stellen. Die mennonitischen Ökonomen, die zugleich wirtschaftliche Leiter wie auch seelsorgerliche Betreuer dieser Kommandos waren, hatten die Befugnis, nach Bedarf Forstmänner für die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Arbeiten heranzuziehen.

Die Teilnahme an den Andachten war verpflichtend. In Abwesenheit des Ökonoms hielt der Rangälteste des Kommandos die Andachten; das war der „Starschy“ (= Älteste), der im Range eines Unteroffiziers stand und dem einige Gefreite unterstellt waren. Sie teilten sich bei den jeweiligen Waldarbeiten alle Aufgaben der Ordnung und Leitung. Fachlich vorbereitete Kommandomänner bedienten die Werkstätten der Forstei: eine Schmiede, Schlosserei und Schreinerei. Selbstverständlich wurde auch die

Schreibstube des Oberförsters mit einem Sekretär besetzt. — Es bestand für alle Kommandoangehörigen militärische Grußpflicht.

Da es innerhalb der Mannschaft meist fachlich oder schulisch speziell Ausgebildete gab, wurden die Abendstunden im Kommando dazu benutzt, die jungen Männer im Sinne der Allgemein- und Spezialbildung zu fördern. Es gab eine gut geleitete Bibliothek, und auch Gesang und Musik wurden hierbei nicht vergessen.

Die Forstmänner trugen eine der Försterkleidung angeglichene Uniform aus grauem Tuch mit grünem Kragen und Einfassungen. Den Dienstuenden standen jährlich im Winter drei Monate Urlaub zu, so daß sie für längere Zeit ihren Heimatort besuchen konnten. Das Zusammenleben der männlichen Jugend auf diesen Forsteien, die aus den verschiedenen Gebieten des Landes stammte, wirkte sich bereichernd aus, so daß der Forstdienst auch bildungsmäßig durchaus seine Früchte trug. Nicht zuletzt wirkte er sich auch für die Konservierung und Verbreitung des Plattdeutschen für alle Siedlungen aus. Die Forstkommandos waren durchweg in Südrußland stationiert: Alt-Berdjansk, Neu-Berdjansk, Anatolsk, Sagraadowka und Razyn lagen in verschiedenen ukrainischen Gouvernements zerstreut. Ein weiteres besonderes Kommando zur Bekämpfung der Reblausplage war in den Weingärten der Krim eingesetzt; es war (nach der lateinischen Bezeichnung für die Reblaus) das sog. „Filo-xera-Kommando“. Von Zeit zu Zeit wurden die Dienstorte von Reisepredigern besucht, die über das rein Seelsorgerliche hinaus auch eine starke Bedeutung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt der Forsteien hatten.

Der laufende Bestand dieser Kommandos betrug etwa 1000—1200 Jungmänner, von denen sich im ersten Weltkrieg größere Gruppen zum Lazarettendienst meldeten, der in Hospitälern und Sanitätszügen ausgeübt wurde. Andere Gruppen wurden in die mittellrussischen Wälder abkommandiert, wo sie zur Beschaffung von Bau- und Brennholz eingesetzt wurden. Der Büro- und Verwaltungsdienst bei diesen Einrichtungen wurde gleichfalls von ihnen selbst versehen.

So wirkte sich die Toleranz der zaristischen Regierung zu einer Zeit aus, als es in Rußland noch kein Gesetz der Glaubensfreiheit in ausgesprochener Form gab.

Der beschriebene Predigtendienst wurde anteilig auch von den Seelsorgern der Alexandertaler Gemeinde übernommen.

Das kirchliche Gemeindeleben

Konstitutiv für das Mennonitentum war bekanntlich eine sehr grundsätzliche Besinnung auf die Heilige Schrift, die nicht nur als Norm ihres Bekenntnisses, sondern auch als praktischen Zusammenlebens zu gelten hatte. Wo immer es genötigt war, sich auf dem Wege über die Kontinente als Gemeinde neu zu verfassen, wurde dieses Prinzip stets die Basis seines Lebens.

Die zentrale Bedeutung der Bibel wurde von Johann Cornies, dem bekannten Leiter der Molotschnaer Kolonien, in dem Wort geprägt: „Zuerst bringt den Kindern Gottesfurcht bei und lehrt sie die biblischen Tugenden. Ist das geschehen, so unterrichtet sie auch in allen anderen Fächern.“ Durch solchen Unterricht lernten die Kinder sowohl den biblischen Stoff wie den Katechismus eingehend kennen, so daß der spätere Taufunterricht, der die Zeit von Neujahr bis Pfingsten umfaßte, im wesentlichen zu einer Wiederholung des in Elternhaus und Schule Erlernen wurde.

Daß man beim Siedlungsbeginn den Gottesdienst in Erdhütten hielt, ist schon erwähnt worden. Bis 1866 half man sich mit privaten Räumen in den Häusern oder mit Dorfschulen, um dann im Zentrum Alexandertal eine Kirche nach dem Muster von Heubuden/Westpreußen zu erbauen.

Der erste Älteste und Gemeindeleiter wurde Dietrich Hamm (geb. 12. 12. 1814 in Fürstenwerder, Westpreußen), der 1852 in Ladekopp zum Prediger ordiniert und 1862 in Alexandertal zum Gemeindeältesten gewählt wurde. Er versah diesen Dienst bis zu seinem Tode (1873) und wurde auf dem Friedhof neben der Kirche beigesetzt, wo ein Marmorkreuz an ihn erinnerte.

Obwohl jede Ortschaft ihren eigenen Friedhof hatte, stand es doch jedem Gemeindeglied frei, sich eine Begräbnisstätte neben der Kirche zu erwerben.

Nach dem Tode des ersten Ältesten wurde Jakob Töws-Mariental dazu bestimmt, der erst in hohem Alter zurücktrat. Ihm folgte Johann Wiebe-Schönau, der auch noch in Fürstenwerder geboren war und bereits als Prediger im Gemeindedienst anfangs der 80er Jahre

zum Ältesten bestellt wurde. Sein letzter Nachfolger in der vorrevolutionären Zeit war Jakob Regehr-Mariental, der ebenfalls noch zum Siedlerstamm gehörte und den nach der Revolution sein Sohn Eduard ablöste, der im Zuge der Stalinschen Entkulakisierung in den hohen Norden verbannt worden ist. Unter dem ihm folgenden Heinrich Penner vollzog sich schließlich die Auflösung der Gemeinde.

Das Gemeindeleben kannte weder große Ereignisse, noch gab es in ihr nennenswerte Schwierigkeiten bis auf zwei Daten: die Spaltung (1887) und die Erweckungsbewegung (1900).

Von den pietistischen Strömungen im Mennonitentum war bereits die Rede; der größte Teil der Alexandertaler Siedler war in der alten Heimat mit ihnen in Berührung gekommen. Wenn auch später in der Gemeindeftheologie eine keineswegs unlebendige Rechtgläubigkeit vertreten wurde, so brachen doch immer wieder pietistische Einflüsse durch. Für ihre Predigtvorbereitungen benutzten die theologisch unvorgebildeten Diener der Gemeinde die zu jener Zeit übliche Predigtliteratur aus dem evangelischen Raum wie: Hofacker, Starck, Krummacher, Seeger, Ziethe u. a. Doch waren sie keineswegs immer auf solche Anleihen und Unterstützungen angewiesen: es gab nicht wenige unter ihnen, die eine eigene und überzeugende Laientheologie zu entwickeln wußten. Einer ihrer Vorzüge bestand darin, daß diese Prediger im Verlauf der Woche im gleichen harten Berufsleben standen wie ihre Hörer.

Zweimal im Jahr wurden der Gemeinde die 24 Glaubensartikel des Mennonitischen Katechismus vorgetragen, so daß der Gemeinde ihr spezifisches Lehrgut stets bewußt blieb.

Neben den Gottesdiensten fanden während der Wintermonate auch Bibelstunden in den Häusern statt, die erheblich zur Belebung der Gemeinde beitrugen.

Gemeindezucht wurde auch innerhalb unserer Siedlung geübt. Dazu zählte auch, wenn Jugendliche, die an der Unterweisung wohl teilgenommen hatten, aus gegebenem Anlaß zurückgestellt wurden, auch wenn sie damit das allgemein übliche Taufalter von 17 Jahren überschritten. Anlaß zur Gemeindezucht gab ein öffentliches Ärgernis wie: Unzucht, Trunkenheit, Streitäfelle, Unlauterkeit und Geiz. Das Zuchtverfahren wurde nach neutestamentlicher Weisung durch-

geführt. Sobald dem Ältesten ein solcher Fall zur Kenntnis gebracht war, wurden zwei Prediger für eine Rücksprache mit den Betroffenen bestellt, die das Ergebnis dem Ältesten zu melden hatten. Ließ sich der Fall auf dem Wege von Aussprachen nicht bereinigen, so wurde er zur Gemeindeangelegenheit, wobei die Gesamtheit über einen eventuellen Ausschluß zu entscheiden hatte. Ebenso war die Wiederaufnahme nach erfolgtem öffentlichen Reuebekenntnis Sache der gesamten Gemeinde. Ein Ausschluß traf um so härter, als Gemeindegliedschaft und gesellschaftliche Zugehörigkeit ja stets zusammenfielen, so daß eine solche Strafmaßnahme auch für das alltägliche Leben von einschneidender Bedeutung war.

Ähnlich wurden auch Streitfälle bereinigt, womit dann die öffentliche zivilrechtliche Verhandlung stets vermieden werden konnte. Ungeklärte oder noch nicht bereinigte Fälle waren auf seiten der Betroffenen Anlaß, sich von der viermal im Jahr stattfindenden Abendmahlsgemeinschaft auszuschließen, die regelmäßig am Vorsonntag der Feier angekündigt wurde und damit Anlaß gab, gegebene aufgelöste Vorkommnisse zu schlichten.

Die Taufe fand am 2. Pfingsttag statt; ihr ging am Himmelfahrtstage eine Vorstellung der Täuflinge und die Zustimmung der Gemeinde voraus. Die Taufe selbst war in ihrer Form keineswegs normiert; trotz aller Vereinbarungen in grundsätzlichen gemeindlichen Dingen, wie sie in der Gesamtvertretung der Gemeinden bei der Mennonitischen Bundeskonferenz beschlossen war, blieb die Einzelgemeinde in allen formalen Fragen autonom.

In unserer Gemeinde war es üblich, daß der Älteste bei der Taufhandlung das Wasser mit hohlen Händen aus dem Becken schöpfte und damit den Kopf des Täuflings benetzte; es gab Gemeinden, in denen das Wasser dreimal geschöpft oder hierfür ein Kännchen gebraucht wurde. Der Täufling pflegte hierbei zu knien. Nach vollzogenem Taufakt wurde der Täufling vom Ältesten aufgerichtet und als Glied der Gemeinde begrüßt. Damit war er für das Wohl der Gemeinde mitverantwortlich gemacht.

Die Prediger wurden von der Gesamtgemeinde in freier Wahl und ohne vorherige Nominierung von Kandidaten gewählt; man gab die Stimmzettel in der Predigerstube ab; am darauf folgenden Sonntage wurde der Gemeinde das Ergebnis bekanntgegeben. Unter den drei stimmenreichsten Kandidaten, die der Gemeinde als emp-

fohlen galten, entschied einfache Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit entschied das Los. Bei etwaiger Ablehnung des stimmengünstigsten Kandidaten galt der mit der nächsten Stimmenstärke als gewählt.

Eine Besoldung der Prediger war nicht üblich. Traf die Wahl einen wirtschaftlich Schwächeren, so wurde ihm aus der Gemeindekasse eine Beihilfe als Entschädigung für versäumte Arbeit und Zeit bewilligt.

Die Anzahl der Prediger bemaß sich nach der Größe der Gemeinde, so daß sie bei einem Gesamtbestand von etwa 1000 Seelen (einschließlich der Kinder) mit fünf Predigern hinlänglich versorgt war.

Neben den Predigern standen zwei ebenfalls gewählte Diakonen, denen die Betreuung der sozial Bedürftigen oblag. Zusammen mit dem Ältesten und den Predigern bildeten sie den Vorstand der Gemeinde, dem noch ein Kaufmann als Kassenverwalter beigeordnet wurde. Bestimmte steuerartige Beiträge gab es nicht; die Gemeindeausgaben wurden aus freiwilligen Kollekten bestritten, und hierbei fielen auch reichliche Gaben für Missions- und allgemeine Hilfszwecke ab. In der Kirche gab es nur den Opferstock, während der umgehende Kollektenteller nicht üblich war. Davon wurde auch die Mennonitische Mission in Holland, die in Sumatra und Java Missionsstationen unterhielt, aber auch der Dienst der Reiseprediger im Auftrage der Bundeskonferenz wie die allgemeinen mennonitischen Wohlfahrtseinrichtungen unterstützt, wie etwa die in Südrußland gelegenen Taubstummschule in Tiege und die Pflege- und Heilanstalt in Chortitza u. a. Die persönliche und nachbarschaftliche Hilfsbereitschaft wurde durch alle diese Maßnahmen nicht im mindesten eingeschränkt.

Es gibt in unserer Geschichte einen ausgezeichneten Bericht von Cornelius Ewert-Marienu, der diese besondere Art sozialer und gemeindlicher Verbundenheit anschaulich macht: der Familie Ewert brannte im Jahre 1887 der Bauernhof restlos nieder, so daß sie außer dem Viehbestand nur das nackte Leben rettete. Die Unglücklichen fanden im Nebengebäude eines Nachbarn Aufnahme, wo sie alle Gebrauchsgegenstände von den Betten bis zur Wäsche bereits vorfanden. Ebenso wurden sie in ausreichender Weise auch mit den erforderlichen Lebensmitteln versorgt. Das gerettete Vieh wurde auf die nachbarlichen Ställe verteilt und dort bis zum Frühling

durchgefüttert. Der Neuaufbau des Hofes wurde unter Hilfeleistung aller Freunde und Nachbarn noch vor der nächsten Ernte unternommen, so daß nach neun Monaten alles wieder bezugsfertig war: das Wohnhaus mit 5 Zimmern und Nebenräumen, ein Stall für 15 Pferde und 12 Kühe nebst Jungvieh, sowie eine 18 m lange Scheune.

Das ist nur ein Beispiel von vielen ähnlichen.

Jedes Dorf hatte eine Feuerspritze und die nötigen Geräte, die bei Feuersbrünsten gebraucht wurden. Feueralarm wurde durch reitende Boten in allen Dörfern gegeben. Jeder hatte die Pflicht, sich schnellstens mit einigen Gehilfen und den Gerätschaften zur Brandstelle zu begeben, um dort so lange Hilfe zu leisten, bis alle Gefahr vorüber war. Im Winter, unter den dortigen klimatischen Verhältnissen, waren Feuerspritzten unbrauchbar, der Schnee mußte alles ersetzen.

Da Alexandertal kein eigenes Waisenhaus oder Altersheim besaß, erbaten sich in Fällen von Verwaisung stets Gemeindeglieder zu einer Aufnahme der Hinterbliebenen.

Übrigens war es auch hier bäuerlicher Brauch, zumal in Ermangelung einer Lokalzeitung, die Allgemeinheit betreffenden Dinge meist vor der Kirchentür zu besprechen; dabei wurden alle Notfälle unter der Hand erledigt, ohne sie erst zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen. Die Nachbarlichkeit ging immer sehr weit; man half sich mit Zugvieh wie auch mit Arbeitskräften aus.

Die Gemeindespaltung

Die Einheitlichkeit des Gemeindelebens wurde in Südrußland bereits in den 1860er Jahren entscheidend durchbrochen. Es geschah im Zusammenhang mit einer Erweckungsbewegung, durch die der Baptismus ins Mennonitentum einbrach.

Ausgangs der 1880er Jahre drang ein Bericht über diese Geschehnisse auch in unsere Kolonie, wonach sich an der Molotschna eine „Brüdergemeinde“ separiert hätte. Um diese Ereignisse an Ort und Stelle zu erkunden, reisten die Gemeindeglieder Jakob Hein und Johann Penner, zu denen sich der Prediger Heinrich Ewert gesellte,

nach Rückenau, dem Quellpunkt jener Bewegung. Sie zeigten sich von den Vorgängen bis hin zur Tauchtaufe, die hier von der Erweckung in baptistischer Form übernommen wurde, tief beeindruckt. Wohlverstanden handelte es sich hierbei um eine Wiedertaufe.

Nach ihrer Rückkehr traten alle drei aus der Gemeinde aus und begründeten nach jenem Vorbild eine „Brüdergemeinde“. Die Hilfslosigkeit der Gemeindeprediger mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß diese bedauerliche Spaltung auch in Alexandertal eintrat. Als einzige sichtbare Gegenmaßnahme ist hierbei eine Reihe von Ältestenbesuchen aus den südrussischen Gemeinden zu verzeichnen, unter denen namentlich der des bekannten Missionars und Ältesten der Gnadenfelder Gemeinde, Heinrich Dirks, hervorgehoben zu werden verdient. Seine Predigten und Bibelstunden waren von durchschlagender Wirkungskraft und vermochten, einer heillosen Zerreißung der Gemeinde wohl zu begegnen; die Spaltung rückgängig zu machen, vermochten sie jedoch nicht.

Inzwischen war auch der Gemeindeälteste Johann Wiebe unter den Einfluß der neuen Richtung geraten, deren Anliegen er mit gesetzlicher Schärfe vertrat, so daß sein Austritt aus der Gemeinde unvermeidlich wurde. Bei aller Anerkennung seiner persönlichen Lauterkeit kann ihm die Geschichte den Vorwurf, die Spaltung wesentlich begünstigt zu haben, nicht ersparen.

Die kleine Alexandertaler Brüdergemeinde blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt und konnte auch durch so eifrige Anhänger wie den Lehrer und Prediger Gerhard Claassen nicht wesentlich vergrößert werden. Ihre Versammlungen wurden in Privathäusern abgehalten, bis in den 90er Jahren auf dem Grundstück von Peter Epp-Mariental ein kleines Bethaus errichtet wurde.

Der Austritt aus der Kirche verlief öfters demonstrativ, mit der Begründung, daß der Gläubige keine Gemeinschaft mit dem Ungläubigen haben dürfe; hier spielte das Ideal der „reinen“ Gemeinde, das die Mennoniten bei ihren Anfängen bewegt hatte, eine entscheidende Rolle. Da sich die Ausgetretenen bald auch gesellschaftlich isoliert fühlten, war eine Reihe von Familien zur Abwanderung genötigt. Sie verzogen nach der Molotschna, Dawlekanowo bei Ufa, Neu-Samara (einer Tochttersiedlung der Molotschna, etwa 180 km ostwärts von Alexandertal gelegen) und Sibirien.

Es lag dieser Bewegung von vornherein ein Element der Gesetzmäßigkeit und ein schwärmerisches Vollkommenheitsideal zugrunde, ethische Fragen und Sondererkenntnisse wurden dogmatisiert. Ihr Auftreten war mit Überheblichkeit und einem verletzenden Richtgeist verbunden. Es ist leicht erklärlich, daß bei der bekannten Hartnäckigkeit der Mennoniten ein oft alle Maße übersteigender Kampf unvermeidlich war. Auf beiden Seiten wurde mit großem Einsatz gekämpft und auch geirrt. Auf Seiten der Kirchengemeinde sah man in dem Aufbruch nichts als ein willkürliches Zerreißen des Bruderbandes. Die anderen rügten den geistlichen Tod und das Scheinleben der alten Gemeinde und verstiegen sich dazu, in ihr nur noch Unchristlichkeit zu sehen. Wie immer in solchen Fällen mußte auch die Bibel mit zusammenhanglosen Zitaten herhalten.

Der Riß ging bis in die Familien, der ihre Glieder in zwei grundverschiedene Auffassungen schied und einander zweierlei Glaube bekennen ließ.

In einer gewissen Verlegenheit und Ausweglosigkeit wurde von der Brüdergemeinde Hilfe bei dem aus Waldheim stammenden Prediger Peter Köhn gesucht, einem Absolventen der Evangelistenschule St. Chrischona, der allem Fanatismus fernstand und dem es darum gelang, die Bewegung in ruhigere Bahnen zu lenken.

Nicht immer wirkte der Einfluß ausländischer Bibelschulen in gleicher Weise ausgleichend und mildernd. Das gilt auch für die darbytisch geleitete Berliner Allianz-Bibelschule, von der der Geist der Separation wie auch die Neigung zur Wiedertaufe mittelbar gestärkt wurde. Durch ihren Einfluß traten zwei weitere Prediger der Gemeinde aus und vollendeten so die Spaltung.

Wohl fehlte es nicht an Bemühungen zu einer Wiedervereinigung, bei der sich eine besondere Allianzgruppe herausbildete, wie sie bereits in den Molotschnaer Kolonien bestand. Die Lage war in unserm Fall um so katastrophaler, als es sich hier um eine zahlenmäßig kleine Siedlung handelte, die eine solche Zersplitterung auf die Dauer kaum zu ertragen vermochte. Immerhin gelang es unter dem Einfluß von Peter Köhn, die Brüdergemeinde zu einer ersten Überprüfung zu bringen. Es wurde zugegeben, daß es auch in der Kirche nicht an ernstesten, gläubigen Gliedern fehlte, so daß man sich entschloß, bei einer Aufnahme in die Brüdergemeinde auf die Wiedertaufe zu verzichten und auch die Abendmahlsgemeinschaft zu

gewähren. Mit diesem Kompromiß hatte sich die Alexandertaler Brüdergemeinde bereits aus ihrem Gesamtverband gelöst und stellte in ihrer Art eine Sondergemeinde, sozusagen eine Art Allianzgemeinschaft dar.

Damit gestalteten sich die Wechselbeziehungen der beiden Gemeinden freundlicher; es kam auf beiden Seiten zu Einladungen von Predigern der andern Gruppe. Freilich hatte zu dieser Entspannung nicht nur freiwillige Einsicht, sondern auch der peinvolle Umstand beigetragen, daß auf seiten der Brüdergemeinde sittliche Entgleisungen und Verfehlungen eintraten, die durchaus ernüchternd wirken mußten.

So lagen die Dinge bei Ausbruch des ersten Weltkrieges. Es darf nicht verschwiegen bleiben, daß die neue Brüdergemeinde die Anerkennung der Regierung als mennonitische Gemeinschaft lediglich dem brüderlichen und nachsichtigen Verhalten einiger Ältester der Kirchengemeinden an der Molotschna zu danken hatte.

Das chiliastische Moment fehlte in dieser Bewegung völlig, trotz der hier gelesenen Schriften des württembergischen Pfarrers Kloether. Zu einer Anhängerschaft unter den Mennoniten brachte er es lediglich Am Trakt. Der Siedlungsleiter Claas Epp berichtet darüber in seinen Aufzeichnungen:

„Unsere Auswanderung aus Westpreußen nach der Kolonie ‚Am Trakt‘ hatte schon bei ihrem Beginn einen schwärmerischen Einschlag, der sich weiter entwickelte und trotz aller inzwischen gemachten Erfahrungen nicht geheilt werden konnte, so daß er später zum Austrag kam.

Es handelt sich um die Annahme der nahe bevorstehenden Wiederkunft Jesu Christi zur Aufrichtung seines Friedensreiches auf Erden und der Aufgabe der Gläubigen, den Bergungsort aufzusuchen.

Nach Ältesten van der Smissen, Hamburg-Altona, sei es eine der Münsterschen verwandte Schwärmerie, die durch ihren Anhänger H. Wiens in der Siedlung Am Trakt eingeführt werden sollte. Nach dieser Auffassung sollten die Beamten der Kolonialverwaltung bei Ausführung ihres Dienstes der Strafgewalt der Kirchenvorstände unterstellt werden. Das konnte zwar verhindert werden, aber der dadurch entstandene Zwiespalt wurde nicht ganz überwunden.

Von dem Wahn, die Wahrheit allein zu besitzen, aber bis zum Fanatismus ist nur ein Schritt. Der Fanatismus aber schreckt vor keinem Verbrechen zurück. Diese Geistesrichtung hat in der Trakter Siedlung fortgewuchert. Man propagierte, daß spätestens im Jahre 1878 nach Ansicht der Schwärmer die soziale Revolution in Rußland beginnen und dann weiter auf die Welt übergreifen würde. Rußland und die katholische Kirche, alle Fürsten Europas, alle Regierungen und Kirchengemeinschaften, alle dem Herrn geweihten Anstalten und Missionen, überhaupt alle menschlichen Einrichtungen und Ordnungen würden umgestürzt werden und nicht mehr existieren. Die Gläubigen fliehen in die Wüste, wo sie vor der Macht der Finsternis bewahrt bleiben. Dort warten sie auf das Kommen des Herrn, um vor ihm als Brautgemeinde zu erscheinen. Dabei werden alle Nationen, Völker und Sprachen vertreten sein, unter vollkommener Freiheit, die durch keine staatlichen Gesetze und Ordnungen, wie sie die weltlichen Staaten haben, eingeschränkt sein werden. Allein das Gesetz der Liebe bleibt und regelt alles. Was in der menschlichen Seele als Wunsch und Ahnung lebt, aber sich nicht zu klarer Erkenntnis gestalten will, wird durch die Wiederkunft Christi verwirklicht und erfüllt werden. Wenn wir aber dieses Friedensreich äußerlich darstellen wollen, während es noch nicht innerlich in den Herzen der Menschen geworden, so entsteht weiter nichts als eine große Lüge, die in ihrer Anmaßung abstoßt und in ihrer Willkür verletzt.

Die Besprechungen dieser Frage im Kreise der Schwärmer führten sie zu der Erkenntnis, daß der Bergungsort nur in den freien Bezirken oder Chanaten Innerasiens zu suchen sei und sonst an keinem andern Orte der Welt.

Die Erfahrung lehrt, daß ein lang gehegter Irrtum endlich zur festen Überzeugung werden kann, und daß Vorstellungen, die in der menschlichen Seele begründet sind, für übernatürliche und gar göttliche Eingebungen gehalten werden, wodurch schon viele irreführt worden sind. Wohl mag es so aussehen, als wollte es Abend werden und der Welttag sich neigt, aber die Sonne kommt dennoch wieder, und die Erde empfängt ihre Strahlen.

Jeder mag seines Glaubens leben, wenn er nur durch die Tat beweist, daß es etwas Rechtes damit ist, aber wehe dem, der andere ihrer Freiheit berauben will. Es kann kein Bruder den andern erlösen!“ .

So weit die aufschlußreichen Ausführungen des Claas Epp.

Franz Bartsch hat diese chiliastische Bewegung der Trakter Kolonisten in „Unser Auszug nach Mittelasien“ eingehend und sachlich geschildert. Danach verlief die Auswanderung unter Führung des ältesten Sohnes von Claas Epp durch die weiten transkaspischen Wüstengebiete bis in die Gegend von Taschkent (Turkestan), wo es, etwa 300 km südlich, zwischen zwei Gebirgszügen zur Gründung einer Kolonie kam.

Diese Siedler, die bis dahin in Gütergemeinschaft gelebt hatten, trennten sich dann nach der beschwerdereichen Reise von der Lehre ihres Propheten und entschlossen sich, in aller Abgeschiedenheit zu einem stillen und friedlichen Leben. Epp selbst mit seinen restlichen Anhängern blieb im Chanat Chiwa, wo sie eine kleine eigene Siedlung begründeten und er nach verschiedenen weiteren schwärmerischen Auslassungen in hohem Alter gestorben ist. Verhältnismäßig spät sind diese Mittelasienfahrer dann von der russischen Revolution entdeckt und schließlich aufgelöst worden.

Bedauerlicherweise ist die beschriebene Spaltung des Mennonitentums nicht auf Rußland beschränkt geblieben, sondern hat, wenn auch unter anderen Voraussetzungen, über das amerikanische Mennonitentum eine vielfältige Fortsetzung erfahren.

Die Revolution 1917

Das Mennonitentum wird in seiner Gesamtheit auf etwa 600 000 Seelen geschätzt. In Rußland gab es 1914 etwa rd. 100 000 mit einem Landbesitz von 15 295 qkm. (Vergleichsweise sei an das Königreich Sachsen erinnert, das einen Umfang von nur 15 000 qkm besaß.)

Während des ersten Weltkrieges wurde von chauvinistischen Regierungskreisen eine Hetze gegen alle deutschen Einwanderer entfesselt, wobei man von einer „friedlichen Eroberung Rußlands durch die Deutschen“ sprach und auf deren übermäßigen Landbesitz hinwies. Und in der Tat sind bei der genannten Größe die Besitztümer der andersgläubigen deutschen Kolonisten nicht einbegriffen. Dabei war die Loyalität der Mennoniten in Rußland von

jeher unbestreitbar. In den Vorkriegsjahren standen etwa 2000 ihrer Männer im staatlichen Forstdienst. Dafür hatten die Gemeinden im Jahre 1909 einen Betrag von 172 252,— Rbl. aufgebracht.

Während des Krieges 1914/17 wurden die aktiv dienende Jungmannschaft sowie die Reservisten nach allgemeinem Gesetz zum Hilfsdienst einberufen. 1915/16 zählte man in den verschiedenen Kriegseinsatz-Organisationen, im Allrussischen Semstwo-Verband, im Roten Kreuz, in den Hilfsorganisationen des russischen Adels, im Städte-Verband, in Privatlazaretten und auf den Forsteien rd. 22 000 Diensttuende. Entsprechend stiegen die Ausgaben für Einkleidung und Unterhalt der Einberufenen, so daß in der Zeit von 1915—1917 die Gemeinden mit 4 818 611,— Rbl. belastet wurden. Darüber hinaus lieferten die Mennoniten freiwilligerweise beträchtliche Mengen an Lebensmitteln für die russische Armee.

Von seiten einer nationalistischen Gruppe innerhalb der Regierung, dem sog. „Schwarzen Hundert“, traf die Mennoniten in dieser Zeit ein sonderlich harter Schlag. Der Innenminister A. N. Chwostov übergab dem Ministerrat eine Denkschrift, worin er begründete, warum die Mennoniten in Angleichung an alle anderen Untertanen Rußlands in den Militärdienst einzureihen seien. Noch bevor dieser Vorschlag zur Beratung kam, wurde Chwostov in seinem Amt abgelöst und durch den einsichtigeren A. B. Protopopov ersetzt, der in einer Darlegung an den Dirigenten der „Verwaltung der Wehrpflicht“ die Heranziehung der Mennoniten von der Regierung als einen Bruch der Privilegien bezeichnete und ablehnte. Daraufhin erfolgte eine Anordnung, die diese Frage vorerst ruhen ließ.

Ungleich schwerer wirkten sich die 1915/16 erlassenen Liquidationsgesetze aus, deren Durchführung eine zwangsweise Enteignung aller deutschen Kolonisten in Rußland und deren Vertreibung aus dem Lande bedeutet hätte.

Um sich vor derlei radikalen Maßnahmen zu schützen, verfielen die Vertreter des Mennonitentums darauf, sich auf ihre friesisch-holländische Abstammung zu berufen; als Argument dienten ihre Familiennamen sowie die plattdeutsche Sprache. Auch die niederländische Regierung bestritt nicht, das ursprüngliche Stammland dieser Siedler gewesen zu sein.

In dieser Zeit erwies sich der im russischen Beamtenverhältnis stehende Professor Karl Lindeman als ein unerschrockener Fürsprecher

für das gesamte Kolonistentum und insonderheit für die Mennoniten. Er war es auch, der in der Frühjahrsrevolution 1917 alle Deutschen in Rußland zu einem Kongreß zusammenrief, um ihre Fragen und Schwierigkeiten gemeinsam vor der sozialistischen Regierung zu vertreten. Für das Mennonitentum traten hier J. Wilms und B. H. Unruh als delegierte Sprecher auf.

Auf diesem Kongreß wurde von den Mennoniten die These vertreten, daß das Gros der Rußlandmennoniten aus den Niederlanden komme, sie wohl Jahrhunderte unter deutschem Kultureinfluß gestanden, damit aber nicht ihre eigentliche politische und stammesmäßige Herkunft eingebüßt hätten. Im übrigen erklärten sie sich bereit, mit allen übrigen Kolonisten zu kooperieren, freilich unter Wahrung ihrer Selbständigkeit.

Im Herbst 1917 kam es zur Gründung eines eigenen Mennonitischen Verbandes, in dessen Statut diese Erklärungen Aufnahme fanden; sie fügten sich in den „Verband der deutschen Kolonisten in Rußland“ unter Anerkennung und Wahrung ihrer Eigenständigkeit ein.

Die Auswirkung der Revolution in Alexandertal

Außer durch erhöhte Abgaben und wirtschaftliche Sonderleistungen wurde die entlegene Siedlung von der Umwälzung zunächst wenig berührt; die Kerenskij-Regierung (März 1917) bedeutete für die Ansiedlung im Gegensatz zu den ukrainischen Kolonien so gut wie nichts, wenn man von der Umbenennung der Kolonie in „Alexandrodar“ absieht. Hier herrschte allgemein die Auffassung, daß die Wellen der Revolution sich an der festgefühten Ordnung des kolonistischen Lebens — wie 1905/06 — brechen würden, zumal auch die umliegende Bevölkerung keinerlei Erregung bekundete.

Freilich entstand im Herbst 1917 eine völlig andere Situation: die bis dahin bestehende Ordnung war aufgelöst und die gesamte Beamtschaft samt der Polizei beseitigt worden. An ihrer Stelle trat eine Bürgermiliz aus zweifelhaften Elementen auf, die nach Willkür handelte und so die Unordnung noch vermehrte. Es gab zeit-

weise überhaupt keine Gesetze und Normen mehr. Die neuen Verordnungen widersprachen einander, so wenn sie von verschiedenen Instanzen ausgingen, die einander entweder nicht kannten oder nicht respektierten. Das große Wort „Freiheit“ wurde von den breiten Volksmassen so verstanden, als wäre jedem erlaubt, nach Belieben zu tun und zu lassen.

Praktischer wurde diese Gesetzlosigkeit etwa bei der Landenteignung und schließlich bei der Ausraubung der großen Güter empfunden. Nun wurde schon jeder Besitz zum Diebstahl am Volkvermögen. Für die Kolonie bestand vorerst keine Gefahr, solange sich die Aufteilung erklärtermaßen auf die Großgüter bezog und das umliegende Volk unserer Kolonie wohlgesinnt blieb.

Auf Grund eines Kreisbeschlusses im Sommer 1917 wurde unter alledem eine Aufbauschule mit dem Programm einer Realschule gegründet, die dann eine Reihe von Jahren die Ereignisse ungestört überleben sollte. Unmittelbarer betraf die Kolonie die allgemeine Verknappung von Waren und Bedarfsgegenständen. Der Privathandel war während dieser Zeit lahmgelegt, so daß man sich gezwungen sah, ein eigenes Wolost-Kaufhaus einzurichten, deren Vertreter bevollmächtigt wurden, bei der Zentrale in Samara die jeweiligen Zuteilungen für die Bevölkerung zu erwirken. Der Landwirtschaftliche Verein erfuhr eine entsprechende Erweiterung seiner Aufgaben, vor allem hatte er die neu entstandenen Muster- und Saatgutwirtschaften angesichts der heraufziehenden Liquidation nach Möglichkeit zu schützen. Das vermochte den Zusammenbruch der Siedlung wohl hinauszuschieben, aber nicht aufzuhalten. Der Landbesitz wurde mit der Oktoberrevolution 1917 in gewissen Intervallen immer weiter eingeschränkt. Zu welchen Torheiten die übereilte Liquidation des Einzelbesitzes verführte, geht aus den Schilderungen von Flüchtlingen hervor, die von der Zerstörung der wirtschaftlichen Einrichtungen sehr anschaulich zu berichten wußten. So wurden u. a. ganze Dreschsätze niedergebrannt, weil sie vermeintlich den Erntearbeitern den Verdienst geraubt. Zuchtvieh wurde mißhandelt und vernichtet. Industrieschlote wurden unterminiert und der Zerstörungswut oft freier Lauf gelassen. So sinnlos konnte die Revolution auf provinzieller Ebene verlaufen. In Alexandertal wurde versucht, jeder törichten Vernichtung dadurch zuvorzukommen, daß man eine neue Regelung des Landbesitzes ein-

fürte und dabei auch die wenigen Landlosen unter ihnen am Bodenbesitz beteiligte. Es konnte unter alledem nicht ausbleiben, daß Zugewanderte eine Konjunktur für wirtschaftliche Abenteuer wähten, die sie für ihre eigene Machtentfaltung ausnützten. Damit begann innerhalb der Ansiedlung ein Zersetzungsprozeß, der sogar zu persönlicher Unsicherheit und Verhaftungen führte.

Unter diesen labilen Verhältnissen verlor die Bevölkerung allgemein das Interesse an der bäuerlichen Arbeit, und im Verfolg zeigte sich ein bedrohender Mangel an Konsumgütern. Bereits im Frühjahr 1918 zog ein Heer von Hamsterern über Land. Nachdem die noch auffindbaren Vorräte erschöpft waren, kam es zu einer furchtbaren Hungerkatastrophe, die auch in Alexandertal mit einer Typhusepidemie verbunden war.

Das russische Transportwesen war in diesem Jahr durch den im ganzen Rußland wütenden Bürgerkrieg fast völlig lahmgelegt.

Er hatte auch für Alexandertal eine gewisse Bedeutung insofern, als der Kolonie Kontributionen auferlegt und eine Anzahl junger Männer zum Kriegsdienst herangezogen wurden. Weitaus größer waren die Opfer während der Hungerepidemie.

Schließlich begann die Zeit einer radikalen wirtschaftlichen Umwälzung auch für unsere Siedlung. Eine Neueinteilung des Landes beließ jedem Familienglied einen Anteil von 2,5 Deßjatinen. Die dadurch freigewordenen kultivierten Ländereien lockten erklärlicherweise viele Fremde aus der Umgebung herbei, um sich in den Besitz dieses Landes zu setzen: Russen, Tataren, Mordwinen, Tschuwaschen. Damit war die gesellschaftliche Einheitlichkeit unseres Bauerntums im Keim angerührt.

In einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum brach das kolonistische Leben zusammen. Hatten der Krieg und die ersten Revolutionsjahre ihren Viehbestand stark gelichtet und sie genötigt, die Ackerbestellung zu vernachlässigen, so wurde jetzt offensichtlich die eigene Substanz zerstört. Die wirtschaftlichen Folgen dieser Entwicklung waren allzu übersehbar.

Die Revolutionsregierung sah den totalen Zusammenbruch heraufziehen und wandte das Steuer in radikalster Weise um, indem sie die „Neue ökonomische Politik“ (= NEP) verfügte. Damit wurde der Privatbesitz wiederhergestellt und die Initiative der einzelnen

angeregt; die fremden Neusiedler im Koloniebereich verschwanden, und damit setzte eine wirtschaftliche Erholung ein, die bis 1928 anhielt. Der Landwirtschaftliche Verein entfaltete noch einmal seine rege Tätigkeit, und es gelang ihm, die erforderlichen behördlichen Bewilligungen für Muster- und Saatgutwirtschaften zu erlangen, die dem Wirtschaftsstil entsprechend auf genossenschaftliche Grundlagen gestellt werden mußten. Vieh- und Pferdezucht lebten wieder auf, landwirtschaftliche Ausstellungen wurden arrangiert, wobei stets nicht die jeweiligen Besitzer, sondern die Alexandertaler Viehzucht und Saatgut-Genossenschaft als Aussteller auftrat. Diese zeitgemäße Organisationsform konnte die Schaffens- und Unternehmungslust des einzelnen nicht mindern. Der Weiterbestand der Kolonie, ob auch in solcher Form, war nur für wenige weitere Jahre gesichert; in ihnen gelang es den Bauern, ihrem einstigen Besitzstand wieder näherzukommen.

Die inzwischen verfügten und eingerichteten industriellen Betriebe sowie die Sowchose und Kolchose (= Staats- und Kollektivwirtschaft) hielten die Konkurrenz mit den wieder zugelassenen Privatwirtschaften nicht aus, da sie mit ihrer Produktion in Quantität und Qualität zurückblieben, wie die Staatseinrichtungen auch in der Preispolitik der Privatwirtschaft gegenüber unterlagen.

Für Alexandertal bedeutete diese Zeit in gewisser Weise die Wiederholung einer Aufbauzeit: Handwerksbetriebe, Handel und Wandel begannen neu aufzublühen, und es wurden sogar Pläne gemacht, landwirtschaftliche Maschinen, Trecker und Lastkraftwagen aus dem Ausland zu beziehen.

In dieser NEP-Periode regte sich auch das Gemeindeleben wieder. Während der Hungerzeit hatten die Bauern mit ihren entkräfteten Pferden kaum noch den Weg zur Kirche gewagt; die Umstände geboten es, die sonntäglichen Gottesdienste in den zu Fuß erreichbaren Dorfschulen abzuhalten. Um 1928 begann die mit dem Namen Stalins verbundene Entkulakisierungspolitik, die auch der Kolonie Verhaftungen und Verschickungen brachte. Ihre Opfer wurden in erster Linie auch die Prediger.

In den südrussischen Gemeinden erregte die NEP-Politik von vornherein Mißtrauen; kurzentschlossen verkauften viele ihren restlichen Besitz oder ließen ihn einfach zurück, um nach Amerika auszuwandern.

Ihre Befürchtungen waren nicht grundlos; mit dem Tode Lenins wurde der „neue“ Wirtschaftskurs widerrufen; Stalins „Generallinie“ bedeutete für das Bauerntum eine radikale Kommunisierung der Landwirtschaft. Seit 1928 kam mit der Entprivatisierung das Kollektiv als alleinige wirtschaftliche Arbeits- und Lebensnorm auf. Das bedeutete die kurzfristige Aussiedlung und Verbannung eines großen Teils, vor allem der wirtschaftlich stärkeren Elemente der Kolonien.

Während dieser Periode versuchte die Vertretung der Mennoniten in Moskau, die Härten derartiger Maßnahmen möglichst zu lindern; als auch die letzten privatwirtschaftlichen und genossenschaftlichen Unternehmungen der Kolonisten einer völligen Umstrukturierung zum Opfer fielen, wurde jede Vermittlung sinnlos.

Zwischen der überlieferten kolonistischen Lebens- und Wirtschaftsart und dem Kollektiv, das eine neue Seinsart schlechthin bedeutete, gab es offenbar keine Verständigungsmöglichkeit mehr, und so mußte sich auch das mennonitische Bauerntum schließlich als politisch wie menschlich gekündigt ansehen; es wurde schlechthin als Gegenrevolutionär gebrandmarkt.

Es ist verständlich, daß die Masse der deutschen Kolonisten unter solchen Umständen aus dem Lande drängte. Von den etwa 18 000 deutschen Bauern, die deshalb 1929 nach Moskau flohen, um sich ins Ausland zu retten, gelang es nur etwa 6000, vorzüglich Mennoniten, Reisepässe zu erlangen. Sie wurden bekanntlich von Deutschland nach einem Lagerleben in Hammerstein und Mölln nach Kanada, USA, Paraguay, Brasilien und Argentinien weitergeleitet, wo sie eine neue Heimat fanden. Die Zurückgebliebenen sind, soweit sie nicht in ihre Dörfer zurück konnten, zu Zwangsarbeiten in die entlegenen nördlichen und östlichen Gebiete Rußlands deportiert worden. Es ist unbestreitbar, daß schließlich der Tod unter ihnen reiche Ernte gehalten hat.

In den Jahren 1929/30 wurde auch gegen die in Alexandertal Zurückgebliebenen strenger vorgegangen; ein weiterer Teil von ihnen mußte dabei den Weg in den Norden und nach verschiedenen anderen Gebieten antreten. Einzelnen unter ihnen gelang es, sich freiwillig abzusetzen und irgendwo in der Fremde Unterkunft zu finden. Es ist unbekannt geblieben, wer und wieviele unter ihnen in unserer Kolonie diese Zeit durchstehen konnten.

Überflüssig zu bemerken, daß mit alledem auch das bisherige kulturelle und gemeindliche Leben sein Ende gefunden hatte. Die Zerreißung der Familien hat auch die Auflösung von Gesellschaft und Gemeinde nach sich gezogen. An die Stelle der bisherigen Deutschen traten andere Völker, die sich der neuen Lebens- und Wirtschaftsart unterwarfen.

Das geschichtliche Alexandertal hatte mit alledem aufgehört zu sein, damit aber auch alle ihre Tochttersiedlungen; 1929 wurde als letzte Siedlung Besentschuk aufgelöst.

Die Verbannten

Das Schicksal der Deportierten ist allgemein bekannt. Auch die Bauern unserer Kolonie mußten das harte Los der Verbannung in die Waldgebiete des hohen Nordens teilen, sie wurden größtenteils in den sog. „Holzbereitstellungsarbeiten“ eingesetzt. Unter den unwirtlichen klimatischen Verhältnissen und erschwerten Lebensbedingungen haben manche von ihnen diese Zeit nicht zu überleben vermocht. Unterstützungsmaßnahmen von außen her waren nicht umfangreich genug, um durchgreifend zu helfen. Erst nach 1933 wurden die Verordnungen, die ihr Leben einschränkten, etwas gelockert, und eine Reihe von ihnen konnte sogar in die alte Heimat zurückkehren; doch hier hatte die Heimat ihr Antlitz verändert.

Die briefliche Verbindung mit uns im Westen hat bis 1936 bestanden, um neuerdings, nach 20 Jahren, wieder aufzuleben.

Nach einem vorliegenden Bericht wurden aus der Alexandertaler Kolonie 55 Familien in vier aufeinander folgenden Gruppen ausgesiedelt.

Ihr Verbleib ist größtenteils unbekannt geblieben. Es gibt solche unter ihnen, die als einzelne sich in den Weiten des Landes verloren haben. Nur ganz wenige scheinen in der Heimatkolonie zurückgeblieben zu sein, die erst 1941, während des zweiten Weltkrieges, zur Aussiedlung kamen. Wiederum scheinen einzelne Familien in der Nachkriegszeit nach Alexandertal zurückgekehrt zu sein.

Soweit Nachrichten vorliegen, scheint unter den Alexandertalern in der Zerstreung inzwischen auch in volklicher Hinsicht ein Verschmelzungsprozeß stattgefunden zu haben. Mit der gesellschaft-

lichen und gemeindlichen Auflösung war die Einheitlichkeit und Geschlossenheit ihres Lebens für immer dahin. Es gehört unterdessen keineswegs mehr zu den Ausnahmen, daß in der jüngeren Generation Eheschließungen mit Menschen anderer Völkerschaften stattfinden. Damit wird naturgemäß auch die Muttersprache aufgegeben, zumal ja seit langem auch ihre deutsche Schule inmitten einer fremden Umwelt aufhören mußte.

Mit alledem hat sich erfüllt, ohne daß es im heutigen Sowjetland Vorsatz gewesen wäre, was die zaristische Regierung bestrebt war zu erreichen: der Einschmelzungsprozeß der deutschen Kolonisten in die Bevölkerung Rußlands.

Rückblick

Die Historie von Alexandertal ist vorerst abgeschlossen, doch ist damit nicht nur über seinen geschichtlichen Ablauf, sondern auch von einem gewissen Gericht berichtet worden.

Vom Anfang und Aufbruch des Mennonitentums und seinem Verständnis von Evangelium und Leben her hätte seine Existenz auch für das Gastland mehr als eine nur beispielhafte wirtschaftliche und kulturelle Leistung bedeuten können. Wohl war die Schaffung seines eigenen gesellschaftlichen Gefüges ihm gelungen; in sozialer Hinsicht aber war es der Umwelt der Siedlung manches schuldig geblieben. Die intensive Berührung mit den umliegenden Völkern etwa, die durch die bäuerlichen Hilfskräfte in Generationen gegeben war, ist im ganzen nicht als menschliche und soziale Aufgabe verstanden worden. Das persönliche Miteinander ist über eine gelegentliche Wohltätigkeitsaktion nirgend hinausgekommen. Dabei hätten gute und gerade christliche Gründe bestanden, das eigene zeitübliche besitzbürgerliche Denken und Leben einer besseren Sozialität zu opfern.

Das Mennonitentum kennt von Hause aus die Vergötzung des individuellen Eigentums nicht, vielmehr ist es gekennzeichnet durch eine souveräne und unabhängige Haltung gegenüber allen politischen und wirtschaftlichen Ordnungen der Welt. Es kennt von seinem Selbstverständnis her keine Feindschaft oder Mißachtung der jeweiligen gesellschaftlichen Systeme und Regierungsformen. Zum

geistigen Widerstand vermag es allein dann und dort aufgerufen zu werden, wo es die Verachtung des Menschen, seiner persönlichen Freiheit oder gar die Bedrängnis von Gewissen und Glauben erfährt. Und auch in diesem Falle ist seine Waffe einzig die alt-täuferische „Leidsamkeit“, die Geduld mit und die Fürbitte für den Peiniger. Darum ist alle politische Be- und Verurteilung nicht seine Sache; seine gemeindliche Sicht verwehrt ihm darum in dieser Welt alle äußeren, d. h. nur politisch bestimmten Standpunkte.

Das gilt auch für den Rückblick auf die tragische Geschichte von Alexandertal.

Die Gemeinde der Mennoniten wird hier als ein Opfer im großen Zusammenhang mit der totalen Umwälzung der Gesellschaft der heutigen Welt gesehen. Dabei ist sie an ihrem kleinen Teil noch einmal zu einer Antwort auf die alle Völker bedrängende Frage genötigt: was sie der gewaltmäßigen Verstaatlichung und der Entmenschlichung in allen Kontinenten, mögen sie im Zeichen des offenen Atheismus oder eines mißbrauchten Christentums geschehen, entgegensetzen hat. Es könnte nur das Zeugnis einer neuen Menschwerdung sein, die keinen Wandel in dieser Welt anerkennt, er geschehe denn in der radikalen Umkehr zum Evangelium, das über den einzelnen zeichenhaft das Licht des Lebens in eine vergehende Welt setzt.

Nachwort

Es gibt kaum mehr als ein Dutzend Menschen unter denen, denen Alexandertal Heimat war und die heute im Westen eine neue Lebensaufgabe gefunden haben. Die Erinnerung an jenen entlegenen Erdenwinkel, wo ihnen Weg und Steg, Baum und Strauch, Täler und Hügel vertraut waren, lebt in ihnen weiter. Die im Grün gepflegter Gärten gebetteten Bauernhöfe, die Kirche, in der sie das Evangelium gehört und dessen Prediger und Hörer sich dann in den härtesten Prüfungen zu bewähren hatten — das alles bleibt ihnen unvergessen. Auch die bäuerlichen Friedhöfe, in denen ganze Generationen zur letzten Ruhe gebettet waren, sind nicht mehr; der einebnende Pflug der Zeit mit ihren unerhörten Ereignissen ist darüber hingegangen. Ihre Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben worden.

Als Kindern dieser Heimat wird uns viel zu danken bleiben für das, was uns dort an lebendigen Werten für das Leben mitgegeben wurde. Dieses Bewußtsein wird uns den Blick für viel eigenes menschliches Versagen, aber auch für manche Ungerechtigkeit der anderen nicht trüben dürfen.

Es wäre verständlich, beim Abschluß der Geschichte die Einwanderung nach Rußland überhaupt für einen Fehlschlag zu halten. Wer unter uns aber wäre dazu berechtigt, solange es für ihn in der Geschichte des Menschen einen Sinn gibt und solange er an einen Herrn der Geschichte glaubt?

Für das Mennonitentum insonderheit gilt, daß es seit seinem Entstehen auf der Heimatsuche war und daß es gerade durch seine bedrückenden Schicksale immer wieder zur Besinnung auf seinen Anfang genötigt wurde. Es blieb stets nur dann und so lange lebendig, wie es immer neu auf den Weg über die Erde geschickt wurde; alle seine Katastrophen waren ihm Durchgang zu einer neuen Erfahrung des Glaubens.

So mag auch das kleine Alexandertal in Aufstieg und Niedergang ein weiteres Zeichen in der Gesamtgeschichte für das Wort sein, daß wir hier „keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünftige suchen“.

Dieser Bericht aber sei allen gewidmet, die zu Alexandertal gehörten, den Toten in Erinnerung, den Lebenden als Trost und Mahnung. Ein Seher in alter Zeit sagt, daß „es nicht in des Menschen Gewalt steht, seine Wege zu bestimmen, nicht bei dem Wandersmann, seinen Schritt zu lenken“. Es muß somit dem überlassen bleiben, in dessen Macht es steht, die Wege den Menschenkindern zu weisen und ihre Schritte zu lenken.

Die Geschichte des Mennonitentums zeigt, daß sie durch Jahrhunderte hindurch Heimatsucher blieben und so weit sie noch mit ihren Vätern gleichen Glaubens sind, wohl auch bleiben werden. Als kleiner Abschnitt dieser Geschichte kann auch das Werden und Verschwinden der Alexandertaler Kolonie angesehen werden, als ein Hinweis auf die Vergänglichkeit alles dessen, was in der Welt gebaut wurde und noch gebaut werden mag. Die neuesten Berichte von Kindern der Alexandertaler Kolonie bestätigen, daß trotz aller erlittenen Verluste der Glaube nicht verlorenging und sich als überwindende Kraft erwies.

Dieses Büchlein will für alle, die dort lebten, arbeiteten, kämpften, liebten und litten, über deren Gräber längst Gras gewachsen ist, nicht mehr als ein kleiner Denkstein sein, auf dem das eine Wort steht:

Alexandertal.

Wir aber, die wir mit ihm in einem Glauben verbunden waren und blieben, stehen dankbaren Herzens für alles, was uns als Gabe und Aufgabe auf unseren Lebensweg mitgegeben wurde, einige Minuten still und weihen unserer Heimatkolonie ein treues Gedenken.

Namen der Siedler der Alexandertaler Kolonie.

Alexandertal:

Johann Penner	Johann Schmidt
Heinrich Penner	Jakob Löwen
Peter Penner	Gerhard Wiebe
Heinrich Janzen	Hermann Wiebe
Peter Reimar	Johann Penner
Bernhard Matthies	Jakob Epp
Johann Penner	Gerhard Enß
Martin Reimer	Heinrich Ediger
Kornelius Eck	Peter Regehr
Heinrich Eck	Jakob Kliewer
Johann Franz	Jakob Wall
Gerhard Peters	Peter Nickel

Neuhoffnung:

Claaß Epp	Cornelius Hein
Bernhard Sukkau	Johann Dyck
Wilhelm Wiebe	Jakob Hein
David van Riesen	Peter Wölke
Cornelius Wall	Franz Harder
Gerhard Dörksen	Bernhard Harder
Paul van Bergen	Jakob Matthies
Peter Matthies	Abraham Claassen
Martin Fast	Cornelius Harder
Peter Fast	Peter Töws
Franz Funk	Cornelius Fransen

Mariental:

Peter Epp	Heinrich Ewert
Johann Janzen	Bernhard van Bergen
Jakob Regehr	David Ewert
Jakob Fast	Heinrich Schröder
Jakob Friesen	Jonas Janzen
Abraham Friesen	Wilhelm Fast
Heinrich Janzen	Jakob Töws
Franz Janzen	Heinrich Hamm

Grotsfelde:

λ Dietrich Hamm Jakob Epp
Cornelius Hamm *Wittgenstein* Jakob Sukkau
Cornelius Wiebe *Bella* Bernhard van Riesen

Murawjewka:

Jakob van Riesen Peter Dyck
Heinrich Görtz Heinrich Kerber
Daniel Reimer Peter Görtz
Aron Wall Daniel Fransen

Wladimir:

Daniel Kliewer Otto Barwig

Orloff:

Johann Sukkau Heinrich Fransen
Johann Driedger Dietrich Wiebe
Johann Thiessen Dietrich Bergen
Franz Martens Eduard Mierau

Schönau:

Heinrich Harder Franz Claassen
Peter Harder Jakob Claassen
Johann Wiebe Johann Epp

Lindenu:

Johann Reimer Peter Kerber
David Ewert Peter Claassen
Johann Franz Heinrich Enß

Marienu:

Peter Käthler Abraham Dyck
Gerhard Bergmann Bernhard Bergmann

Rettungstal:

Johann Bergmann Franz Enß
Franz Harder Aron Dyck
Gerhard Enß Gerhard Enß

Ursprünglich gab es noch einige weitere Siedler, die entweder nach Preußen zurückkehrten oder ohne Nachkommen zu hinterlassen, starben, deren Namen ich nur noch auf den Grabsteinen der Friedhöfe finden konnte. Es waren die Namen: Busnitz, Kohnert, Fröse und andere.

Die in ihre Heimat Zurückwandernden verkauften ihren Landbesitz an ihre Nachbarn.

Die Namen der auf angekauften Ländereien angesiedelten Ortschaften, sowie der Siedler, Söhne der Alexandertaler Kolonie, sind hier nicht angegeben.

Anhang

Zur Frage der Gemeindespaltung und Wiedertaufe

Die Kirchengeschichte zeigt, daß die Einheit der Gemeinde ihr schwierigstes Problem ist. Schon in der ersten Generation des Urchristentums — wie aus den apostolischen Sendschreiben hervorgeht — war sie gefährdet, in der zweiten begann schon die Spaltung und hat sich, trotz Evangelischer Allianz, Una Sancta, Ökumene und aller einigenden Bestrebungen in zahlreichen Ausdrucksformen fortgesetzt.

Die Einheit der Gemeinde ist durch ihren Herrn gegeben und im Neuen Testament als sein Wille unmißverständlich beurkundet. Wenn Trennungen dennoch geschahen und geschehen, ist das auf menschliche Mängel und Irrtümer zurückzuführen. Die Einheit der christlichen Gemeinden und Kirchen braucht und kann nicht durch Organisationen und Konferenzen geschaffen werden, sie ist in Christus gegeben und will im Glauben anerkannt und bezeugt werden.

In diesem Zusammenhang soll und kann nicht auf alle hiermit zusammenhängenden theologischen Fragen eingegangen werden. Es sei dem Verfasser, der die Spaltung in seiner Heimatgemeinde miterlebte, gestattet, lediglich einige grundsätzliche und praktische Erörterungen zum Thema dieser tragischen Separation im Mennonitentum zum Ausdruck zu bringen. Daß sie auf Widerspruch und Ablehnung stoßen werden, ist vorauszusehen. Es handelt sich hierbei gewiß nicht um Rechthaberei; es soll nur eine Anregung sein, um anhand der Schrift, der Urkunde der Christenheit, diese Frage neu zu überprüfen und, wenn es gegeben wird, als Hilfe dienen auf dem Weg zur Beseitigung von Mißverständnissen und Entzweigung.

Alle Konfessionen sind nur etwas Vorläufiges und gehören der Vergänglichkeit an, deshalb liegt es im gemeinsamen Interesse, den Blick auf das Bleibende zu richten. Der Verfasser hat im Laufe

seines langen Lebens erfahren, daß, wo immer es sich um Christus, den Herrn aller Menschen, handelte, die konfessionelle Zugehörigkeit nebensächlich wurde und brüderliche Gemeinschaft im Glauben gegeben war. Eine Ausnahme machte nur das Zentrum der Brüdergemeinde in USA. In allen evangelischen Kirchen und Gemeinden wurde dem Verfasser die brüderliche Gemeinschaft niemals verwehrt. Eine Gemeindespaltung ist nur möglich, wenn gegen das Gebot der Bruderliebe gesündigt wird; das scheint auch bei der beginnenden Spaltung im Mennonitentum Rußlands nicht genügend beachtet worden zu sein. Daß man subjektiv auf beiden Seiten das Wahre und Rechte im Glauben und in der Nachfolge Christi erstrebte, soll damit nicht in Abrede gestellt werden; unbestritten aber fehlte es an Männern, die in der gegebenen Situation, aus klarer biblischer Sicht, wegweisend und bewahrend helfen konnten. Während die Menn. Kirchengemeinde sich an ihre Glaubensgrundsätze gebunden sah, übernahm man auf der andern Seite neue und nicht immer begründete Erkenntnisse der Begründer und Leiter der „Brüdergemeinde“, die wesentlich vom Baptismus beeinflusst waren. Eine extrem pietistische, stark auf Gefühl und persönlicher Erfahrung basierende Frömmigkeit machte aus der neuen Glaubenserkenntnis oder Erfahrung ein Dogma, und daraus entstand wiederum eine Ethik, die man auf zusammenhanglose Bibelstellen zurückführte. Diesseits und Jenseits, der heilige Gott und der religiöse Mensch wurden nicht mehr auseinandergehalten, und das führte notwendig zu zerstörenden Schlußfolgerungen.

Über jeder Erkenntnis bleibt das apostolische Wort bestehen, daß alles Erkennen im Diesseits immer Stückwerk bleibt (1. Kor. 13). Da niemand ein Monopol der allein wahren Erkenntnis besitzt, muß es Gott anheimgestellt werden, wem, wann und wie er dem einzelnen die Wahrheit offenbart. Entscheidend ist die biblische Einsicht, daß alle Initiative immer von Gott ausgeht. Er ist der Handelnde und Richtende. Der Mensch vermag von sich aus das Heil nicht zu schaffen noch etwas dazu beizutragen; in jeder Beziehung bleibt er abhängig von der Gnade seines Gottes. Der Glaube ist ein Gottesgeschenk. „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben.“

Die Gemeinde ist keine Organisation, wie man etwa einen Verein begründet und ordnet; sie ist ein Organismus, vom Herrn der Ge-

meinde durch seinen Geist inmitten der Welt ins Leben gerufen. Bildlich wird sie „der irdische Leib Christi“ genannt, dessen Glieder mit ihm und untereinander verbunden sind, wie der Apostel das im Bild des menschlichen Körpers darstellt. (Röm. 12, 4—8; 1. Kor. 12, 12—27 u. a.) Dabei wird in Röm. 12, 3 gemahnt, nicht höher von sich zu halten, als es sich (für einen begnadeten Sünder) ziemt. Jeder soll darauf bedacht sein, das ihm von Gott Anvertraute zu verwenden und nach dem Maß des ihm geschenkten Glaubens zu verwirklichen. „Denn vermöge der Gnade seid ihr gerettet, durch Glauben, und das nicht aus euch — Gottes Gabe ist es —, nicht aus Werken, damit sich nicht jemand rühme“ (Eph. 2, 8—9).

Die Reformatoren haben eindeutig bezeugt, daß durch Werke, wenn es auch die frömmsten Handlungen wären, nichts zum Heil beigetragen werden kann. Für alle anvertrauten Gaben geistlicher oder materieller Art bleibt jeder seinem Herrn verantwortlich als Verwalter eines anvertrauten Gutes. Weshalb dem einen mehr, dem andern weniger zugeteilt wird, liegt in dem Geheimnis der Erwählungsgnade. „Wie ein jeder eine Gnadengabe empfangen hat, so dienet damit einander als gute Haushalter der mannigfaltigen Gnade Gottes.“ (1. Petr. 4.)

Grundsätzlich bleibt die Gemeinde Gottes eine Einheit mit dem Ziel, daß sie eine Gemeinde unter einem Hirten werde. Dieser offenbarte Gotteswille bleibt maßgebend und soll im Glaubensgehorsam respektiert werden. Das eindeutige Zeugnis des neuen Testaments ist und bleibt Maßstab. „Auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt... Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt“ (Joh. 17, 21; 13, 35).

Findet nun eine Trennung statt, so bekunden die Austretenden damit, daß sie ihre Muttergemeinde nicht mehr als Gemeinde Jesu Christi anerkennen. Dadurch ist also ein Urteil ausgesprochen. Die Ausgetretenen sind nun bestrebt, eine neue, bessere, möglichst „reine“ Gemeinde zu begründen, die es gemäß der Schrift auf dieser Erde nicht geben kann. Schon Menno Simons, dem das Ideal der reinen Gemeinde vorschwebte, hat in seinen letzten Lebensjahren erkennen müssen, daß dies eine Täuschung war. Ein Blick in die apostolischen Urgemeinden zeigt unverkennbar ihre Schäden, Män-

gel und Sünden. Die in den neutestamentlichen Briefen behandelten Fragen sind Antworten auf den Aposteln bekanntgewordene Mißstände in den Gemeinden. Nicht zuletzt bieten die beiden Korintherbriefe ein sehr anschauliches Bild von Sünden und Gefahren, die den Bestand und die Einheit der Gemeinde bedrohten. Dabei kam dem Apostel nicht in den Sinn, die Gruppe der Getreuen dort herauszulösen und die restliche Gruppe ihrem Schicksal zu überlassen. Im Gegenteil, er bekämpfte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den eingedrungenen Spaltpilz und dachte nicht daran, sich selbst etwa von dieser Gemeinde zu distanzieren, obwohl er die Gegnerschaft und Feindschaft einer Gruppe von Gemeindegliedern durchaus kannte. Paulus blieb mit der Gemeinde verbunden und nannte sie „Brüder in Christo“. Dabei mahnte er und ordnete Gemeindezucht an. Sollte nun der fromme Mensch unserer Tage etwas zustande bringen, was dem Gottesgeiste in der Urchristenheit nicht gelang? Alle solche Versuche scheitern an der Menschlichkeit, wie die Erfahrung lehrt.

Die Sorge jeder Gemeinde muß sein, daß sie Gemeinde ihres Herrn ist und bleibt. Wenn offenbare oder versteckte Schäden nicht mehr erkannt werden, zeugt das von dem Fehlen des Lichtes der Wahrheit. Wenn man sich selbst und seine eigenen Mängel nicht mehr sieht, lebt man im Traumland und nähert sich dem pfingstlerischen Perfektionismus, der von Sündlosigkeit träumte, bis Entgleisungen in seiner Mitte vor aller Welt offenbar wurden.

Es hat nur einen Reinen unter denen, die über diese Erde gingen, gegeben — Jesus Christus. Der durch ihn in den Bereich seines Gnadenwirkens Hineingezogene darf in der Glaubenshoffnung leben, daß Christus jeden seiner Nachfolger vollenden wird, d. h. „darstellen vor Gott in Reinheit“. Das wird in den Episteln aber immer nur von der Eschatologie her ausgesprochen. „Denn wir (Lehrer der Gemeinde) fehlen alle viel... Wenn wir sagen, daß wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst irre, und die Wahrheit ist nicht in uns... Wenn wir sagen, daß wir nicht gesündigt haben, machen wir ihn zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns“ (Jak. 3, 2). Zur Reinheit im biblischen Sinne gehört das Nichtsündigen. „Geliebte, jetzt sind wir Kinder Gottes (auf Grund der Adoption durch das Opfer Christi), und noch nicht ist offenbar geworden, was wir sein werden. Wir wissen aber, daß wir, wenn es

offenbar geworden ist, ihm gleich sein werden.“ (1. Joh. 3, 2.) Wenn es offenbar geworden ist — noch nicht! Im Anschluß an dieses Wort lesen wir: „der reinigt sich“, was nur durch Einwirkung des Geistes und ein Bußbekenntnis vor Gott geschehen kann. Ein Synergismus, d. h. ein Mitwirkenwollen am Heil wird im N. T. ausdrücklich verworfen. „Heiligung ist das Festgehaltenwerden in der Rechtfertigung“ (Heinz Otten). Daraufhin sind alle Heiligungslehren zu prüfen.

„Traget einer des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal. 6, 2). — „Wir aber, die Starken, sind verpflichtet, die Schwachheiten der Ungefestigten zu tragen und nicht uns selbst zu Gefallen zu leben. Jeder von uns lebe dem Nächsten zu Gefallen, für das Gute, zu seiner Auferbauung. Denn auch Christus hat nicht sich selbst zu Gefallen gelebt“ (Röm. 15, 1.2). Diese Verpflichtung ist jedem Gemeindegliede auferlegt. Damit ist eine Trennung von der Gemeinde unter der Begründung, daß es dort Mängel und Ungefestigte gäbe, untersagt.

Der Reformator Luther empfiehlt: „Wenn du zum Tisch des Herrn gehst und neben dir einen Bruder wahrnimmst, dessen Fehler und Mängel du kennst, bist du verpflichtet, seine Schuld auf dich zu nehmen, als ob du sie selbst getan hättest, und diese mit deinen Schulden unters Kreuz zu bringen.“

Bei den Spaltungen im Mennonitentum wurde die Bekehrung als ein einmaliger Akt aufgefaßt, ohne zu begreifen, daß es sich dabei um einen Anfang des Christenlebens handelt, dem die „tägliche Reue und Buße“ folgen müsse. Der Christ lebt von der Gnade der Vergebung. Wer könnte denn mit seinem Frömmigkeitsleben zufrieden sein? Selbstzufriedenheit würde bedeuten, daß sein Ohr für die Mahnungen und Weisungen des Geistes nicht mehr offen blieb.

Alle Verheißungen des N.T., die dem Glauben gelten, sind immer nur wahr im Blick auf Jesus Christus, auf sein Leiden, Sterben und Auferstehen. Im Blick auf den frommen Menschen und seine irdische Wirklichkeit bleiben sie ungültig.

Beim Verlassen der Muttergemeinde zu Alexandertal wurde von den Separatisten, ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges, als Begründung die Schriftstelle angeführt: „Zieheth nicht an einem fremden Joch mit den Ungläubigen; denn was für Verbindung hat

die Gerechtigkeit mit der Gesetzlosigkeit, oder was für Gemeinschaft hat das Licht mit der Finsternis?" (2. Kor. 6, 14). Man verstand sich somit als „Gerechter“ unter den „Gesetzlosen“, während dies Wort auf die im Götzendienst lebenden Heiden Bezug nimmt.

Wo die Kirchenzucht, wie in Alexandertal, während der ganzen Zeit des Bestehens dieser Gemeinde aufrechterhalten blieb, war das ein Zeichen, daß man bestrebt blieb, das Gemeindeleben in den Linien der Schrift zu erhalten. Es konnte sich dort um laue, träge, gleichgültige, ungesetigte und schwache Mitglieder handeln, die jedoch von den Stärkeren getragen werden sollen. Es gehört schon ein gutes Maß frommer Überheblichkeit dazu, den Bruder, mit dem man in einer Gemeinde verbunden war, nunmehr als „gesetzlosen Heiden“ anzusehen. In der Kirchengemeinde zu Alexandertal hat es niemals an einem Kern aufrichtiger Christen gefehlt.

Es geht hier nicht um ein Herausstreichen der einen oder andern Gemeindegruppe und noch weniger um ein Urteilen oder gar um ein Richten. Es geht allein um die im Worte Gottes offenbarte Wahrheit. Auch der irrende Bruder bleibt noch unser Bruder, dem wir die brüderliche Liebe nicht versagen dürfen.

Die Brüdergemeinde zu Alexandertal hat offenbar gemacht, daß es in ihr keineswegs besser stand als in der verlassenen Muttergemeinde. Ein Bruderband kann nicht ungestraft zerrissen werden. Unsere Erfahrungen in Alexandertal zeigen, wie die gesamte Geschichte des Christentums, daß Neugründungen von Gemeinden sehr bald zu einer neuen Orthodoxie führen und dann durch eine immer straffer sich gestaltende Organisation und Gesetzlichkeit das entschwundene lebendige Glaubensleben zu ersetzen suchen.

Die Tauffrage.

Die Taufe ist ein Gnadenhandeln Gottes am Menschen; niemals darf das Glaubenszeugnis des Täuflings als menschliche Leistung angesehen werden. Wenn bei Austritten in die Brüdergemeinde hinüber erwähnt wurde, daß man im Alter von 17—18 Jahren, trotz vorangegangener Unterweisung, die Taufe nicht richtig verstanden habe, so ist zu bedenken, daß dieses Verstehen auch vom jeweiligen Erkenntnisstand abhängig ist. Wer aber bürgt denn bei

der Wiederholung der Taufe dafür, daß sie jetzt richtig und endgültig verstanden worden sei? Ist denn mit der Taufe die Erkenntnis abgeschlossen? Ein Wachsen in der Gnade ist gleichzeitig ein Wachsen in der Erkenntnis, die bis zum Lebensende andauern und von dem Gnadenhandeln des Herrn der Gemeinde abhängig bleiben wird. Daher kann niemand sagen: Jetzt habe ich den Grad des Glaubens und der Erkenntnis erreicht, auf Grund dessen eine nochmalige Taufe gerechtfertigt wäre. Denn nach solcher Auffassung müßte die Taufe bei wachsender Erkenntnis stets aufs neue wiederholt werden, zumal wenn Verfehlungen offenbar wurden.

Wenn die Taufe als Gnadenhandeln und Heilsgeschehen geglaubt wird, ist sie einmalig und unwiederholbar. Wo gäbe es denn einen mehrfach Getauften, der nicht allein von der vergehenden Gnade seines Herrn leben könnte? Es geht nicht an, auf Grund der Schrift Verfehlungen in „kleine“ oder „große“ Sünden rubrizieren zu wollen. Unsere Maßstäbe gelten hier nicht: „denn wer das ganze Gesetz hält, sich aber an einem verfehlt, der ist es ganz schuldig geworden“ (Jak. 2, 10). Demgegenüber steht das königliche Gesetz der Liebe. Dieses und nicht die Taufe steht im Zentrum des Evangeliums und bleibt unter allen Umständen als zentrale Wahrheit bestehen. Ein weiterer Vorwand, die Wiedertaufe zu begründen, war das Zitieren des Wortes: „Denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen“ (Matth. 3, 15). Dabei darf nicht vergessen werden, wer es sprach. Jesus Christus allein erfüllte alle Gerechtigkeit vor Gott. Und damit rechtfertigt er den Sünder. Wer sind wir denn, daß wir in der Lage wären, alle Gerechtigkeit zu erfüllen? Wir leben im Glauben an die Rechtmachung durch Christus, denn: „Er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung“.

Eine Wiederholung der Taufe lehrt die Schrift nicht. Die Taufe des Johannes geschah nicht im Namen der Trinität, wie es später in der Gemeinde üblich wurde; die wurde vollzogen als Zeichen der Bußbereitschaft. Es wird uns nicht gesagt, wann, wo und wie die Apostel die Taufe an sich vollziehen ließen. Anzunehmen ist, daß sie ebenfalls von Johannes getauft wurden, während von einer Wiederholung der Taufe nichts bekannt ist. Es gibt einen einzelnen Fall in der Bibel, wo von einer Wiederholung der Taufe gesprochen wird — als Paulus nach Ephesus kam und dort einige Jünger

fand, die nur von der Taufe des Johannes wußten, denen aber der Opfertod Christi offenbar unbekannt geblieben war (Apg. 19).

Als Mennoniten bekennen wir uns zur Erwachsenentaufe, benutzen aber weithin die theologische Literatur unserer evangelischen und reformierten Brüder, die sich zur Kindertaufe bekennen. Unterschiede im Glaubensleben sind nicht festzustellen, leben doch alle von der Gnade des gemeinsamen Herrn. In letzter Zeit beschäftigten sich die evangelischen Kirchen mit der Gemeinde-, Tauf- und Eidesfrage, die in besonderer Weise zum Bekenntnis des Mennonitentums gehört. Es gibt bereits Gemeinden, die es den Gliedern freistellen, ob sie an der Kindertaufe festhalten oder die Erwachsenentaufe zulassen wollen. Es können somit beide Arten der Taufe, jedoch keine Wiedertaufe, in einer Gemeinde vollzogen werden, ohne dadurch Spaltungen hervorzurufen. Die Einheit der Gemeinde muß in Erkenntnis des untrennbaren Leibes Christi im Geiste der Liebe und des Friedens gewahrt bleiben. Unter den Gemeinden der russischen und ukrainischen Evangeliumschrsten-Baptisten wurde das leider nicht erkannt, und so spalteten sich diese täuferisch beeinflussten Gemeinden im Laufe von 20 Jahren in etwa 15 Richtungen. (In Polen.) Das ist menschliche Willkür und Frevel, wobei man den Leib des Herrn nicht erkannte und darum zerteilte. Anstatt des einen Herrn macht sich dann der Mensch zum Herrn der Gemeinde.

Ernste Gefahren für das Leben der Gemeinde sind gegeben, wenn sie sich einseitig auf die Pflege ihres Gemeindelebens zurückzieht und den aufgetragenen Dienst am Bruder vergißt oder vernachlässigt. Das Evangelium will verwirklicht werden, Wort und Werk sollen Hand in Hand gehen, mit so schweren Opfern das auch verbunden sein mag. Die Vernachlässigung der sozialen Aufgaben hat sich in Rußland schwer gerächt. Wir haben allen Grund, auf die Kritik von seiten der Welt zu hören. Dabei besteht wiederum die Gefahr, Sozialismus oder Demokratie und überhaupt Organisationen mit Christentum zu verwechseln. Unsere Zeit leidet auch im kirchlichen Bereich an einer Art Überorganisation nach dem Muster der Staatsregierungen; man bestreitet persönliche und menschliche Aufgaben. Auch hier und da im Mennonitentum gibt es Erscheinungen mit Funktionären und Behörden. Alle diese religiösen Mechanismen vermögen den allmählichen Schwund des inneren Lebens

nicht zu verhüllen. Es bleibt nur der eine Weg, zu dem zurückzukehren, der allein Weg, Wahrheit und Leben ist.

Die Taufform. Gerade auch darüber ist viel gestritten worden. Wer besitzt aber das Monopol auf die einzig wahre und rechte Form? Im Mennonitentum der früheren Jahre hat es Tauchtaufen wie Besprengungstaufen gegeben. Später wurde die letztere Form allein praktiziert.

Formen dürfen nicht trennen, denn nicht auf sie, sondern auf das Wesen der Taufe kommt es an. Der Buchstabe wirkt auch dabei tötend, während der Geist lebendig macht. In Röm. 6, 1—11 wird von dem Wesen der Taufe gesprochen, nicht von ihrer Form. Auf Christi Tod getauft sein bedeutet ein Doppeltes: 1. Die Taufe wird auf den Erlösungstod Christi hin vollzogen. 2. Durch die Taufe wird die damit verbundene Bereitschaft zum Leiden um seines Namens willen bekundet — das Martyrium. Die durch die Taufe mit ihm Begrabenen sind tatsächlich noch am Leben und leben weiter als Menschen von Fleisch und Blut, sind aber hineingezogen in den Bereich des göttlichen Gnadenwirkens. An dieser Stelle sagt der Apostel: „So sollt ihr euch als solche ansehen, als solche halten, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Christus Jesus, unserm Herrn“ (v. 11).

Neues Leben kann durch eine Taufform nicht erworben werden; es fließt im Glaubensgehorsam von Jesus Christus zu, von dem allein alle Erneuerung kommt. Es hat an Beispielen eines vorbildlichen christlichen Lebens auch bei den Bekennern der Kindertaufe niemals gefehlt.

In der erwähnten Stelle des Röm.-Br. wird deshalb auch die „Ähnlichkeit mit dem Tode des Herrn“ erwähnt, das Verwachsensein mit seinem Tode und gleichzeitig auch mit seiner Auferstehung. Paulus sagt: „Ich sterbe täglich“. Darauf kommt es auch für den Glaubenden an, und darum bleiben wir angewiesen, im Bewußtsein unserer Abhängigkeit von den Gnadengaben, unsere Hände täglich neu glaubend und betend danach auszustrecken. Diese Gnade ist dem Demütigen zugesagt. Es handelt sich somit um eine permanente Neubelebung des Glaubens. Stehende Gewässer versumpfen.

In beiden Gemeinden des gespaltenen Mennonitentums wird gesungen:

*„Laß uns so vereinigt werden,
wie Du mit dem Vater bist,
bis schon hier auf dieser Erden
kein getrenntes Glied mehr ist;
und allein von Deinem Brennen
nehme unser Licht den Schein!
Also wird die Welt erkennen,
daß wir Deine Jünger sein.“*

Wenn es so gemeint wird, müßte es das ernste Bestreben aller Gemeinden sein, dieses Anliegen zu verwirklichen. Wo es aber nicht geglaubt noch erhofft wird, bleibt dieses Singen unwahr.

Die vorstehende kurze Abhandlung, der noch vieles als Ergänzung hinzugefügt werden könnte, ist aus der Sehnsucht nach der Vereinigung beider mennonitischen Gruppen geboren und will so verstanden sein. Wir leben im Atomzeitalter. Die weltlichen Regierungen bleiben bestrebt, Einigungen unter den eigenen Völkern und mit andern Völkern zu erreichen, was bisher mit den angewandten Mitteln nicht erreicht werden konnte. Es kann aber daraus gelernt werden. Die christliche Gemeinde ist berufen, Zeugnis für die Einheit in Christus abzulegen. Es sollte ihr Anliegen bleiben, die von ihrem Herrn gebotene Einheit zu wahren oder zu verwirklichen. Das ist auch das Anliegen des Verfassers: eine Neubesinnung über die Spaltung im Mennonitentum anzuregen.

I N H A L T

Vorgeschichte der Mennoniten	5
Die Mennoniten in Friesland	10
Die Mennoniten in Westpreußen	11
Die Auswanderung nach Rußland	18
Alexandertal	24
Der Anfang der Siedlung	31
Die Verwaltung	38
Wirtschaftlicher Aufbau der Kolonie	40
Kulturelle Einrichtungen	44
Der Lebensstil	49
Landerwerb	54
Wirtschaftliche Entwicklung	58
Einwirkungen der Umwelt	66
Der Forstdienst	69
Das kirchliche Gemeindeleben	72
Die Gemeindespaltung	76
Die Revolution 1917	81
Auswirkungen der Revolution in Alexandertal	83
Die Verbannten	88
Rückblick	89
Nachwort	90
Anhang:	
Zur Frage der Gemeindespaltung	96
Zur Tauffrage	101

Literatur

- Bartsch, Franz: Unser Auszug nach Mittelasien, Echo-Verlag, 1950, Kildonan, Kanada
- Beratz, Gottlieb: Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga, 2. Aufl. Berlin, 1923
- Crous, Ernst, Dr.: Vom Pietismus bei den Altpreußischen Mennoniten. Menno-nitische Geschichtsblätter, 1954.
- Epp, Claas: Unsere Auswanderung aus Preußen und die Traktsche Schwär-
merie, unsere Sanitätsdienste und Aufnahme unberechtigter Mitglieder in
unsere Gemeinde. 1879. Original-Handschrift.
- Friesen, Peter M.: Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft in Rußland
(1889—1910), Halbstadt, 1911
- Froese, Leonhard, Dr.: Das Problem des pädagogischen Kultursystems, auf-
gezeigt am Beispiel der mennonitischen Siedlungsgruppen (in „Bildung u.
Erziehung“, 4. Jahrg., Heft 2, Februar) 1951, Wiesbaden
- Händiges, Emil, Lic.: Historisches Memorandum zur Wehrlosigkeit der
Mennoniten. (In „Der Bote“ v. 3. 1. 1951) Rosthern, Kanada
- Harder, Cornelius: Aufzeichnungen, handschriftlich
- Haxthausen, Frh. v.: Studien über die inneren Zustände in Rußland.
- Klaus, Alexander, Staatsrat: Naschi kolonii (Unsere Kolonien), 1869,
St. Petersburg, 1. Aufl.
- Krannhals, Hans von: Westpreußen und die Weichsel (Schriftenreihe d.
Göttinger Arbeitskreises, Heft 45), Kitzingen
- Lindemann, Karl, Prof. Dr.: Von den deutschen Kolonisten in Rußland,
(Schriften d. Deutsch. Ausl.-Inst.), Stuttgart 1924
- Medem, Justizrat von: Gutachten des Geh. Justizrats Dr. von Medem über
die Verpflichtung der Mennoniten... Originale Handschrift v. 9. 11. 1867
- Mannhardt, H. G.: Die Danziger Mennonitengemeinde. Ihre Entstehung
und Geschichte von 1569—1919. Danzig 1919
- Die Mennonitengemeinden in Rußland während der Kriegs- u. Revolu-
tionsjahre 1914—1920, Heilbronn a. N., 1921
- Neff, Christian, Dr.: Mennonitische Welthilfkonferenz in Danzig.
Karlsruhe, 1931
- Neumeyer, Heinz: Die staatsrechtliche Stellung Westpreußens zur Zeit „der
polnischen Oberhoheit“ (1454—1772). (Schriftenreihe d. Göttinger Arbeits-
kreises, Heft 35, Kitzingen a. N.

- Quiring, Horst, Dr.: Die Auswanderung der Mennoniten aus Preußen in:
Auslandsdeutsche Volksforschung, 2. Jg., 1938, Heft 1
- Roosen, B. C.: Geschichte der Mennoniten zu Hamburg und Altona, 1886/87.
- Unruh, B. H. Prof. Dr.: Die niederländisch-niederdeutschen Hintergründe der mennonitischen Ostwanderungen im 16., 18. u. 19. Jahrh., Karlsruhe, 1955
- Unser Blatt, Organ des MCC, Gronau i W., 3. Jg. Nr. 40/41, Mai 1949,
und 44/45, Juni 1949
- Wedel, C. H.: Abriß der Geschichte der Mennoniten. 3. Bd., Newton, 1901
- Die Wehrlosigkeit der Mennoniten (in: „Der Bote“, 15. 6. 1949,
Rosthern
- Woltner, Margarete, Dr.: Das wolgadeutsche Bildungswesen i. d. russ. Schul-
politik, Teil 1 (Veröff. d. Slaw. Inst. a. d. Fr.-Wilh.-Univ. Berlin), Leipzig
1937